

#### 4.

Drei Wochen später bestand Carlo sein Examen als Diplom-Kaufmann. Seine Diplomarbeit wurde ausgezeichnet. Professor Brückner, der der Prüfungskommission nicht angehört hatte, beglückwünschte ihn am Tag darauf zu seinem Examen und teilte ihm mit, dass die Leute bei Dechem ihn gern in der darauffolgenden Woche sprechen würden. Ob ihm ein Termin am Dienstagmorgen passen würde. Sein Sekretariat würde Einzelheiten telefonisch abstimmen. Er sagte ihm auch, dass er dort voraussichtlich den Leiter der Finanzabteilung, einen Herrn Wagner, und den Personalchef, Herrn Weber, kennenlernen würde.

Der Dienstag kam und ging und Helga fand Carlo zu Hause vor, als sie von der Schule nach Hause kam. Er stand in der Küche und wusch Salat. Auf dem Abtropfbrett stand ein Teller mit zwei großen, dunklen Steaks, daneben standen zwei Flaschen Weißherbst.

»Hallo, Liebste, heute feiern wir. Ich habe meinen ersten Job. Ich habe bei Dechem angeheuert. Mit Vertrag, Unterschrift und Streusand drüber.«

»Einen Moment, Carlo, so einfach kommst du mir nicht davon. Bitte warte einen Moment, bis ich mich etwas frisch gemacht habe. Ich möchte alles bis ins Einzelne wissen«, verschwand und war nach ein paar Minuten wieder da. »Nun komm! Hol dir ein Glas Wein und mir ein Glas Wasser, denn, so sehr ich einen Weißherbst schätze, ich habe mir geschworen, dass ich keinen Wein anrühre, bis unser Kind geboren ist. Und dann setz dich und erzähle, denn, wie du wohl weißt: Die Neugier ist aller Weiber Laster. Das Kochen kann ich dir später abnehmen oder dir dabei helfen!«

»Das ist ein recht großer Laden, meine Liebe«, fing er an und setzte sich neben sie. »Ich kannte Dechem bisher nur aus Presseberichten, ohne jemals Bilder von der Hauptverwaltung und vom Stammwerk gesehen zu haben. Das Gebäude – es hat 15 Stockwerke – ist ganz neu und ein moderner Kasten. Die Dame am Empfang wusste schon von meinem Besuch und schickte mich ins 10. Stockwerk, wo die Sekretärin des Finanzchefs auf mich wartete und mich in das Zimmer von Herrn Wagner brachte, einem kleinen, sehr korrekt gekleideten Mann mit scharfen Augen, schmalen Lippen, wenig Haaren und einer deutlichen Leidenschaft für Zigaretten. Wagner war sehr nett, bot mir einen Kaffee und eine seiner Zigaretten an – übrigens ›Rothhändle‹, die badischen

dunklen, die so stark riechen. Ich hätte vor Aufregung beinahe eine genommen und wahrscheinlich in der folgenden halben Stunde gehustet. Wir setzten uns an einen Extratisch mit Sofa. Bei Herrn Wagner war ein jüngerer Mann, ein Dr. Henke, Leiter des Rechnungswesens und Controller, wie man das heute nennt, ein blitzgescheiter Kerl, der zwar nicht viel redete, aber wenn, dann saß es. Kurz danach kam der Personalchef, ein Herr Weber, dazu, ein sehr umgänglicher Typ, immer mit einem Lächeln im Gesicht. Man sollte den allerdings nicht unterschätzen, wie ich nicht nur an seinen aufmerksamen Augen und am folgenden Gespräch merkte. Zunächst fragten sie mich nach Familie und Hintergrund und ließen mich erzählen. Dann fragten sie nach meiner Bankausbildung, und ich merkte, dass sie mit meiner Bank über mich gesprochen hatten. Kein Wunder, denn die Bank hat eine lange und enge Verbindung zu Dechem, wie ich wusste. Sie wussten sogar, dass die mir ebenfalls ein Angebot gemacht haben. Ist das nicht toll?

Anschließend verwickelten mich Wagner und sein Dr. Henke in ein Gespräch über meine Diplomarbeit und beabsichtigte Dissertation, in dem ich ihnen meine Thesen näher erläutern musste. Mittelfristige Planung und die Bilanzierungsfragen und Finanzierungsprobleme, die damit zusammenhängen, sind für ein Industrieunternehmen noch existenziell wichtigere Themen als für Banken, wie ich finde, auch wenn sie mir nicht ganz so schwierig erscheinen, wie für die sehr viel mehr regulierte Kreditwirtschaft. Aber das zu sagen beweist schon die bekannte Überheblichkeit junger Wissenschaftler, zu denen ich mich laut Brückner zählen kann. Nun, mit den Einzelheiten will ich dich nicht belämmern. Jedenfalls zog sich das Gespräch hin – Weber saß in der Zeit meistens nur aufmerksam dabei – bis Wagner schließlich schloss: ›Sehr interessant, Herr Maurer.‹

Und danach redete Weber: ›Sie wissen ja, Herr Maurer, was wir Herrn Professor Brückner, mit dem wir in einigen Dingen zusammenarbeiten, vorgeschlagen haben?‹ Und dann wiederholte er das Angebot, das du kennst, und fragte: ›Wären Sie daran interessiert?‹, und ich stimmte zu. So einfach war das. Anschließend standen beide auf, schüttelten mir die Hand und sagten: ›Wir freuen uns sehr, Sie als neuen Mitarbeiter in der Finanzabteilung begrüßen zu können, obgleich wir Sie bis im nächsten Jahr, bis Ihre Dissertation abgeschlossen ist, nicht bei uns sehen werden. Je früher Sie endgültig bei uns anfangen, desto besser. Wir würden uns allerdings freuen, wenn Sie sich

bis dahin alle paar Wochen einmal melden würden, um uns über den Fortgang Ihrer Arbeit zu unterrichten.« Ich sollte dafür Herrn Wagner persönlich anrufen – täglich erreichbar zwischen acht und zwanzig Uhr. Man arbeitet dort offensichtlich auch nicht weniger als in der Uni.

Daraufhin nahm mich Herr Weber mit in die Personalabteilung, und ich musste einige Formalitäten über mich ergehen lassen, einschließlich der Angabe unseres Kontos, auf der die monatlichen Zahlungen eingehen werden. Außerdem erhielt ich Informationsmaterial über die Dechem und wurde, was nicht zu unterschätzen ist, mit dir und dem Ungeborenen in die Betriebskrankenkasse aufgenommen, was uns einiges besonders in nächster Zeit erleichtern wird. Liebste, ich bin ja so happy, dass die Zeit der Enge vorbei ist und dass ich endlich zu unserem Wohlergehen beitragen kann.«

Helga sah ihn lachend an. »Ich freue mich natürlich mit dir, und irgendwie ist dies für uns wohl ein fast ebenso wichtiges Ereignis, wie die Tatsache, dass wir gerade dabei sind, eine Familie zu gründen. Was ist denn nun mit der Bank? Das war doch dein bisheriger, etwas knauseriger, in anderen Dingen hingegen großzügiger Arbeitgeber, den du kennst und dessen Geschäft ja ebenfalls deine Arbeit gilt.«

Er lächelte und streichelte ihren Arm. »Typisch Helga, du hast es auf den Punkt gebracht. Ich gebe gern zu, dass ich mich bei Dechem etwas überraschen ließ und beeindruckt war, wie man sich um mich kümmerte. Das war ich von der Bank nicht gewohnt. Vielleicht habe ich deshalb ihrem Angebot sofort und ohne besonderen Vorbehalt zugestimmt. Trotzdem glaube ich, dass meine etwas schnelle Entscheidung gerechtfertigt ist. Abgesehen von den wesentlichen finanziellen Vorteilen, jedenfalls auf kurze und mittlere Sicht, und der Freiheit für die Dauer der Arbeit an der Dissertation, ist das zukünftige Arbeitsfeld für mich überschaubarer als bei der Bank, wo ich gar nicht weiß, wo man mich einsetzen wird. Hier arbeite ich in der Zentrale eines Unternehmens von internationaler Bedeutung mit Zugriff auf dessen zentrale Ressourcen, alles Dinge, die es bei der Bank für mich nicht ohne Weiteres geben wird. Das gibt den Aussichten für meine Karriere eine andere Dimension. Natürlich, jeder sieht zunächst nur den blauen Himmel, wenn er merkt, dass man ihn will.«

»Ich bin ja völlig zufrieden und mit dir glücklich. Was für ein Tag. – Und jetzt habe ich Hunger. Soll ich in der Küche weitermachen?«

»Lass mich heute mal. Wenn ich die Steaks verbrutzele, kannst du ja zur Not eine Tütensuppe machen und mich verspotten.«

Sie aßen und Helga versagte seinen Küchenfertigkeiten nicht ihre Anerkennung.

In den nächsten Wochen entwickelte sich ein ganz neuer Rhythmus in ihrem Leben. Die Tätigkeit in der Schule ging wie gewohnt weiter. Sie merkte, dass in der zunehmenden Sommerhitze ihre Spannkraft abnahm, sie häufiger gereizt war und oft ihre ganze Willenskraft aufbieten musste, um mit den Kindern und Jugendlichen und deren Nachlässigkeiten, ihren Angebereien und jugendlichen Hysterien nicht ungeduldig zu werden. Sie kannte das inzwischen doch alles: die Großspurigkeit und Lässigkeit zur Überwindung der eigenen Unsicherheit bei den Jungens, die gelegentliche Zickigkeit und Affigkeit bei den Mädchen und in den oberen Klassen die Zeichen der beginnenden Sexualisierung der Beziehungen zwischen den ihrem Schutz Befohlenen, die mit sich selbst noch nicht umgehen konnten, viel weniger noch mit dem anderen Geschlecht, und die auch in der Schule Führung brauchten. Wie oft musste sie daran denken, dass sie die verordnete pädagogische Ausbildung diesem letzteren Kapitel viel zu wenig Aufmerksamkeit widmete, dass sie dafür selbst nicht reif genug gewesen war, als man ihr das Mandat über Zöglinge gab. Man musste das als Lehrer wohl aus sich selbst lernen.

Umso mehr fühlte sie sich betroffen, wenn sie merkte, dass ihr eigener Zustand sie ungeduldig machte, sie ihrem Auftrag manchmal nicht so gewachsen war, wie sie sich das vorgestellt hatte. Die Mädchen in der Oberstufe hatten mit Fortschreiten ihrer Schwangerschaft gemerkt, wie es um sie bestellt war und behandelten sie in einer irgendwie rührenden Weise, als seien sie jüngere Schwestern, und sie wirkten auf die Jungen ein, sich einigermaßen ordentlich zu benehmen. Überwiegend konnte sie sich also nicht beklagen.

Der neue Stil des Zusammenlebens zu Hause bestand darin, dass sie gemeinsam aufstanden und der eine das Badezimmer benutzte, während der andere das gemeinsame Frühstück vorbereitete. Sie verließen gemeinsam das Haus, sie auf dem Weg zur Schule, er auf dem Weg zur Bibliothek oder dem Seminar. Manchmal fuhr er zur Zentrale der Bank, bei der er gearbeitet hatte, um dort praktische Fragen, die seine Arbeit betrafen, zu erörtern. Er hatte natürlich bald nach seiner

Entscheidung für die Dechem mit der Bank gesprochen und dort überraschend großes Verständnis für seine Entscheidung gefunden.

Eines Abends, als sie Abendbrot gegessen hatten, sah sie auf und eröffnete: »Ich war heute Morgen bei Dr. Schäfer. Sei nicht beunruhigt. Alles ist in bester Ordnung. Ich hätte weniger als drei Monate, und wir sollten uns nun langsam auf das vorbereiten, was vor mir, ich meine, vor uns liegt. Die letzten Monate sind nicht so einfach für mich und vielleicht ebenso wenig für dich. Denn du musst weitgehend auf deine Frau verzichten. Ich bin ja zurzeit keine Schönheit mehr. Das macht es dir eventuell etwas leichter.«

Er murmelte: »Du weißt, mein Schatz, dass ich dazu gar nichts sagen kann und mag. Ich wollte nur, dass ich dir irgendwie helfen könnte.«

»Hör zu, Lieber, Dr. Schäfer hat eine Ultraschallaufnahme machen lassen und mir nach seiner Untersuchung bestätigt, dass alles normal verläuft. Ist das nicht großartig? Und das Schönste ist: Er hat gefragt, ob ich wissen wolle, ob es ein Mädchen oder ein Junge wird, und ich habe Ja gesagt. Willst du es auch wissen?«

»Selbstverständlich, wenn du es schon weißt!«

»Wir bekommen einen kleinen Sohn – wenn alles gut geht«, fügte sie schnell und abergläubisch hinzu. »Es gibt noch viel zu überlegen und vorzubereiten. Wir sind nicht gerade geübt in diesen Dingen. Ich möchte dem Vorschlag von Dr. Schäfer folgen und die Entbindung im Allgemeinen Krankenhaus haben, wo Dr. Schäfer für mich sorgt. Du musst mich zu gegebener Zeit nur hinbringen. Er hat mir erklärt, woran ich merke, dass es so weit ist.«

Carlo warf lachend ein: »Beim vierten Kind wird das dann alles Routine sein! So, erzähl weiter.«

»Na ja, die sonstigen Vorbereitungen: Wäsche, Bettchen, Kinderwagen, und so weiter. Ich habe eine lange Liste. Wir müssen uns darüber hinaus Gedanken über den Namen machen und wer seine Paten werden sollen. Oder willst du, wie es so langsam in Mode zu kommen scheint, keine Taufe und keine Paten? Wir sind ja selbst nicht sehr kirchlich, aber doch christlich erzogen und aufgewachsen!«

»Natürlich möchte ich das. Es ist nicht nur, dass ich mir vorstelle, was unsere Mütter wohl sagen würden. Ich meine, auch ohne unseren täglichen Bezug auf die Kirche und den Glauben, in dem wir aufge-

wachsen sind, sollten wir unserem Kind diese Einbindung mit auf den Weg geben. Wenig genug, was es für das kleine Geschöpf ist.«

Die letzten Wochen vergingen schnell. Helga hatte sich drei Wochen vor dem berechneten Termin von der Schule beurlauben lassen. Davor hatte Carlo sie für mehrere Wochen morgens zur Schule gefahren und abends abgeholt. Er ging mit ihr sehr fürsorglich und vorsichtig um, insbesondere seit er deutlich die Bewegungen des Kindes in ihrem gerundeten Bauch gespürt hatte.

»Mein Sohn, er strampelt bereits«, hatte er sich gefreut.

»Das tut er schon seit Wochen, manchmal sogar ziemlich heftig. Du warst nur zu sehr mit deiner Planung beschäftigt, um das zu merken.«

Darauf ging er vorsichtshalber nicht ein, sondern fragte: »Wie soll er denn nun heißen? Hast du dir mittlerweile etwas überlegt?«

Daraus hatte sich eine abendlange Diskussion ergeben, die am nächsten Tag fortgesetzt wurde und ihr Echo in den Telefongesprächen mit den beiderseitigen Müttern gefunden hatte. Es war nach vielen Vorschlägen bei Jörg Heinrich geblieben, der zweite Name als Erinnerung an Carlos Vater und der erste als Erinnerung an einen entfernten Vorfahren in Helgas Stammbaum, zwei Namen also, auch um dem neuen Sprössling eine Auswahl in seinem eigenen Leben zu geben.

Dann kam der Abend des 26. Oktober. Carlo arbeitete an einem Abschnitt seiner Dissertation, konnte sich schlecht konzentrieren und war unzufrieden mit sich und der Welt, als Helga, vom Sofa, wo sie die Tageszeitung durchblättert, plötzlich sagte: »Ich glaube, es geht los«, ihren Bauch umfasste und stöhnte. Carlo sah auf und legte seine Papiere zusammen. Helga winkte ab. »Nur langsam, wir wollen Dr. Schäfer nicht umsonst aufscheuchen.« Nach einiger Zeit kam der zweite Schmerz, der sie zusammenkrümmte und bald danach der nächste, bis die Wehen im Abstand von wenigen Minuten kamen. »Ich denke, du musst jetzt Dr. Schäfer anrufen, mein Lieber.«

Er half Helga auf und in den Wagen und fuhr sie zum Allgemeinen Krankenhaus – er hatte die Strecke zweimal abgefahren, um sicher zu sein – und übergab sie dort einer Schwester, die, offenbar unterrichtet, schon auf sie wartete. »Du hast eine schwere Nacht vor dir, mein Liebstes. Ich wollte, ich könnte deine Schmerzen lindern!«

»Das war noch nie möglich, Carlo. Wir armen Frauen müssen alle da durch. Willst du mitkommen?«

»Möchtest du das gern? Ich weiß nicht, ob ich dich dabei so leiden sehen möchte.«

»Fahr nur nach Hause. Man wird dich rechtzeitig benachrichtigen.«

Er gab ihr einen Kuss. »Viel Glück, meine Liebe« und sie war nach nochmaligem Winken im Krankenhaus verschwunden. Wie zu einer geschäftlichen Verabredung, dachte er.

Zu Hause lief er unruhig auf und ab und rief seine Mutter an. Ina meldete sich. »Helga ist im Krankenhaus. Ihre Wehen haben eingesetzt.«

»Bist du denn nicht bei ihr geblieben?«

»Hätte ich denn sollen? Ich weiß nicht, ob ich das mitmachen könnte. Tun andere Männer das denn?«

Ein wenig spöttisch kam zurück: »Manche schon. Langsam setzt sich die Auffassung durch, dass es doch ein gemeinsames Kind ist, jedenfalls wenn es ein Kind der Liebe ist. Nimm diese Bemerkung nicht zu tragisch. Du bist nicht anders als fast alle Väter vor dir seit Adam und Eva. Aber du willst sicher nicht meine Belehrungen, sondern den Trost deiner Mutter. Ich gebe sie dir.«

»Guten Abend, mein lieber Junge. Es ist also so weit. Es gibt keinen Grund zur Aufregung. Helga ist eine gesunde Frau, und ihr Arzt hat ihr bescheinigt, dass alles seinen normalen Gang geht. Sei also nicht unruhig, obgleich das wohl vergeblicher Rat ist. Und was Inas Bemerkung angeht: Nein, ich bin nicht der Meinung, dass du Helga in ihren Schmerzen hättest begleiten sollen, egal, wie natürlich eine Geburt ist und so sehr sich eine Frau in diesen Augenblicken Halt wünschen mag. Es ist das höchstpersönliche Erlebnis einer Frau, an dem ein Mann nichts ändern kann. Dein Vater war ebenfalls nicht dabei, als Richard und du geboren wurdet.« Leise sprach sie weiter: »Allerdings konnte er auch nicht dabei sein, als du auf die Welt kamst, weil er in Russland war. Sag mir nur schnell Bescheid, wenn es so weit ist. Du kannst mich ohne Weiteres aus dem Bett klingeln. Ich bete für Helga und das noch Ungeborene. Viel Glück, mein lieber Junge.«

Wie konnte ein Mensch in solcher Situation nur so ruhig und gelassen reden? Carlo hatte schon die Weinflasche in der Hand, um sich ein Glas Weißherbst einzuschenken, als er sich bedachte und nur ein Glas Wasser mit an den Tisch nahm und sich vor seine Arbeit setzte. Das Telefon stellte er neben seine Manuskriptblätter.

Das Telefon klingelte um 4:15 Uhr morgens. »Hier ist Schwester

Maria vom Allgemeinen. Sind Sie Herr Maurer? Ja? Herzlichen Glückwunsch. Ihre Frau wurde vor einer halben Stunde von einem gesunden Jungen entbunden. Mutter und Kind sind wohlauf. Glückwünsche auch von Dr. Schäfer. Sie können Ihre Frau so gegen zwölf Uhr sehen und einen Blick auf Ihren Sohn werfen. Auf Wiedersehen!«

Er war wie vor der Kopf geschlagen, wusste nicht, wie er sich, so allein für sich mit dem Bewusstsein, Vater geworden zu sein, nun verhalten sollte. Er vermisste Helga, mit der er nun nicht sprechen konnte und war unglücklich, dass er allein diese Nachricht bewältigen musste. Er entschloss sich, nun doch ein Glas Weißherbst auf das Wohl der jungen Familie zu trinken und fühlte sich dabei ziemlich merkwürdig, fast ein wenig überflüssig. Vielleicht hätte er besser bei Helga bleiben sollen. Er trank ein zweites und drittes Glas Wein, dachte kurz an seine Mutter und entschloss sich, sie und Helgas Mutter erst am späteren Morgen zu unterrichten, ging ins Schlafzimmer, zog sich aus und schlief zehn Minuten später.

Der Tag war einer der glücklichsten ihres Lebens. Das dazugehörige Familienfest, die Taufe, war vier Wochen später. Und obgleich Jörg Heinrich, wie er getauft wurde, nicht den Namen eines der Paten trug – das waren Richard und Gerhard, die Brüder von beiden Seiten –, waren alle mit dem Namen einverstanden und fanden, dass dieser Junge eine prachtvolle Ergänzung der beiden Familien sei. Insbesondere die Großmütter konnten sich in der Bewunderung dieses kleinen, gelegentlich laute Schreie ausstoßenden Kraftbündels nicht genug tun und fanden Worte der Bewunderung und des Stolzes, als sei dieser kleine Mensch das Werk großmütterlicher Konspiration. Die Eltern wurden gelobt und gewannen bei den vielen Menschen, die diese Taufe miterlebten, an Bedeutung, denn sie waren jetzt Eltern eines gesunden Stammhalters der Maurers. Aber so war das wohl schon seit unvordenklichen Zeiten.

Unerwartetes und denkwürdiges Ereignis der Taufe war darüber hinaus, dass nicht nur Richard während des Festmahls aufstand und in bewegten Worten seine Verlobung mit Ina bekannt gab, die neben ihm saß und rot wie Klatschmohn wurde, sondern dass Gerhard ihm kurz darauf folgte und sagte, dass die Wolfs nicht zurückstehen wollten und er sich mit Isabelle verhelichen wolle. So wurde beschlossen, das nächste Familienfest als Doppelhochzeit diesmal an



einem neutralen Ort, wie zum Beispiel in Amorbach, zu feiern, das von Helga vorgeschlagen wurde. Und das wurde von allen alleine des Namens wegen mit etwas weinseliger Begeisterung akzeptiert. All das machte das Fest ganz lebhaft und denkwürdig. Albert, inzwischen Kulturredakteur eines süddeutschen Magazins, der mit seiner Ellen auch dabei war, schrieb später in seinem Blatt eine Glosse über die unüberwindbaren Riten, Traditionen und Vorurteile konservativer Familien, eine Glosse, der man anmerkte, dass er mit Rührung an der Feier teilgenommen hatte.

Mit dem Einzug von Jörg Heinrich in seinem neuen Kinderbettchen in das eheliche Schlafzimmer änderte sich erneut der Lebensrhythmus der Maurers. Die Nächte wurden durch Unterbrechungen, die vom Kinderbett ausgingen, kürzer, die beruflichen Notwendigkeiten erforderten eine Umstellung des Tageskalenders besonders vom jungen Vater, der sich dem beruflichen Kalender seiner Frau unterordnete und seine Arbeit der zeitweiligen Aufsicht über seinen Sohn anzupassen versuchte. Das war zunächst nicht immer einfach, bildete ihn jedoch zu einem guten Kindesvater aus, wie Helga einmal sagte, die täglich in den Pausen anrief, um sich nach dem Wohlbefinden beider zu erkundigen und Carlo mit den nötigen oder, wie er manchmal meinte, auch unnötigen Weisungen zu versehen. Dabei war es ein Glück, dass Carlo seine Vorarbeiten für die Dissertation ziemlich abgeschlossen hatte, als das Familienglück über sie hereinbrach, und jetzt mit der Formulierung seiner Arbeit beschäftigt war, für die die langen Schlafzeiten seines Sohnes ihm Raum gaben.

Im Dezember schloss Carlo seine Dissertation ab, an einem Wintertag Anfang Februar machte er sein Rigorosum und erhielt seinen Doktor rer. pol. summa cum laude. Seine Arbeit fand nicht nur wissenschaftlichen Beifall von Professor Brückner und in der Fakultät, er bekam einen Brief von Herrn Wagner, der eine Kopie der Arbeit erhalten und vom Ergebnis des Rigorosums erfahren hatte, ihn beglückwünschte und schrieb, dass er ihn zum 1. März erwarte und viel Arbeit für ihn habe.

Carlo las diesen Brief Helga vor. Sie saßen nach dem Abendessen zusammen, das Carlo wie in letzter Zeit häufiger vorbereitet hatte, und zum ersten Mal seit der Geburt hatte Helga ein Glas Wein getrunken. »Nun geht der Ernst des Lebens los, Helga. Meine Spielzeit ist vorbei,

du kannst das Vorbereitungszeit nennen. Wir müssen uns nun überlegen, wie wir unser Leben einrichten wollen. Und dazu gehört, dass wir nicht nur aufeinander Rücksicht nehmen, sondern auch auf Jörg.«

Sie hatten sich angewöhnt, von ihrem Sohn mit dem kürzeren ersten Namen zu reden. »Bist du darauf vorbereitet, dass ich nun bald täglich von morgens bis abends weg sein muss und was dann mit unserem Kleinen geschieht? Willst du lieber selbst für ihn sorgen oder sollen wir uns um eine Hilfe bemühen, die dir Arbeit abnimmt? Möglicherweise gibt es Mittelwege, denn ich kann mir vorstellen, dass es dir schwerfällt, deine Arbeit aufzugeben. Wir müssten uns das durchaus leisten können. Ich würde allerdings bevorzugen, dass du ganz zu Hause bleibst.«

Sie lachte ihn an. »Ich freue mich richtig, dass du endlich diese Frage aufbringst. Ich mache mir darüber seit Monaten Gedanken, obwohl du doch eigentlich die Planungsinstanz in dieser Familie bist. Natürlich will ich für meinen Sohn möglichst selbst sorgen. Das ist Priorität eins. Ich war schon so weit, dich zu fragen, ob ich nicht meinen Beruf an den Nagel hängen könne, Geld hin oder her. Andererseits hänge ich an meiner Schule und meiner Arbeit dort. Ich habe darüber mit Mrs. Leggitt gesprochen, das heißt, sie hat mich selbst vor Wochen, als ich die Schule erstmals wieder besuchte, darauf angesprochen. Sie hat mir den Vorschlag gemacht, meinen Unterricht auf zwei oder drei Tage morgens – und zwar vor allem auf den Deutschunterricht – zu beschränken und wenn möglich, das Programm ›Unsere Schule in der Welt‹ für die ganze Schule zu übernehmen, das man ja zum Teil von zu Hause vorbereiten kann. Das würde erforderlich machen, dass ich Hilfe für die Stunden brauche, in denen ich in der Schule sein muss, und für die Zeit, die ich brauche, um dort die Programmeinheiten mit den Lehrkräften zu besprechen oder sonstige Vorbereitungen zu treffen. Ich werde die Verbindung zu meinen anderen Klassen vermissen, aber doch die Verbindung zur Schule behalten. Dafür will Mrs. Leggitt mir etwa die Hälfte meines bisherigen Gehalts zahlen, bis sich das eingespielt hat und man absehen kann, was ich der Schule wert bin. Ist das nicht großartig?« Als er antworten wollte, unterbrach sie ihn: »Ja, und für die Zeit meiner Abwesenheit hier habe ich vielleicht eine Lösung. Ich kam neulich bei einem Telefonat mit Ellen darauf zu sprechen. Die hat bis heute beste Beziehungen zu ihren früheren Nachbarn hier, zu denen eine kinderreiche Familie gehört. Deren

älteste Tochter Irmgard sucht Arbeit in einer Familie. Sie war Schwesternschülerin und ist zurzeit nicht gebunden. Ich habe inzwischen mit dem Mädchen – sie ist eher eine junge Frau – gesprochen. Ich würde ihr durchaus vertrauen.«

»Ich bin völlig baff, meine Liebe! Alles das hinter meinem Rücken? Hast du dir das wirklich gut überlegt?«

»Würde ich es dir sonst so sagen?«

## FORTSCHRITTE

### 1.

Helga beugte sich über das Kinderbett und betrachtete ihren kleinen Sohn, der sie mit großen, blauen Augen ruhig ansah. Gerade über fünf Monate war er nun alt, glatt und rund, mit einem dünnen, hellen Schopf. Ob er schon denkt, die kenne ich? Plötzlich streckte er einen seiner Arme aus und ihr entgegen. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Er erkannte sie, er wusste, dass er zu ihr gehörte. Er war ein denkender Mensch. Sie nahm die kleinen Finger in ihre Hand und streichelte sie.

»Grässlich, dass ich dich alleine lassen muss. Aber Mama muss Geld verdienen«, murmelte sie und schüttelte gleichzeitig den Kopf über das Stereotype ihres Verhaltens. Wie viel lieber würde sie jetzt das kleine Bündel aufnehmen und mit ihm auf dem Balkon sitzen und ihn zärtlich umtüttern, das tun, was offenbar in allen weiblichen Lebewesen als mütterlicher Instinkt wirkt.

»Irmgard!«, rief sie nach ihrer jungen Hilfe, die sogleich die Wäsche fallen ließ, die sie gerade faltete, und herbeikam. »Der Junge ist wach und braucht wohl bald seine Flasche. Ich muss leider weg und werde erst in etwa vier Stunden zurück sein. Wissen Sie mit allem Bescheid?«

»Das wissen Sie doch, Frau Maurer. Ich mache das inzwischen schon fünf Monate. Ich würde es dem Kleinen an nichts fehlen lassen. Ich wollte, er wäre meiner.«

»Ist ja gut, Irmgard, ich weiß, was ich an Ihnen habe. Nur dass kein Fenster offen stehen bleibt, es ist ganz mieses Wetter.«

Damit lief sie fast davon, zu ihrem Auto und war auf dem Weg zur Schule. Es war wirklich schlechtes Wetter, Schneeregen und leichter Nebel. Was konnte man von einem Februartag anderes erwarten? Ihre Gedanken kehrten zu ihrem Söhnchen zurück. Der Zwiespalt in ihr war immer größer geworden: Sie liebte ihre Arbeit in der Schule. Die Unterrichtsstunden an zwei Vormittagen in der Woche belasteten sie nicht sehr, und die Veranstaltungen im Rahmen von ›Unsere Schule in der Welt‹, die sie besonders liebte, konnte sie größtenteils von zu Hause aus organisieren. Sie fühlte sich fast wie eine Unternehmerin, wenn sie für die verschiedenen Klassen der Oberstufe neue Projekte entwickelte, mit Lehrern und Schülern diskutierte, und dann ›in Szene setzte‹, wie sie es einmal gegenüber Mrs. Leggitt formuliert hatte. Sie

hatte das Konzept ausgebaut, nach Bereichen gegliedert. Es gehörten zum Beispiel Kunstausstellungen, Konzerte, Theater, Sportveranstaltungen, öffentliche Veranstaltungen der Kommunalverwaltung und der Parteien und sonstiger Gremien dazu und schließlich Restaurants und Vergnügungsveranstaltungen, wenn sie den Ansprüchen der Schule entsprachen. Sie hatte mit ihren Vorschlägen nach Abstimmung und mit Unterstützung von Mrs. Leggitt nicht nur beim Jugendamt der Stadtverwaltung großes Interesse und viel Hilfe gefunden, sondern auch bei vielen Veranstaltern. Natürlich gab es ähnliche Initiativen bei anderen Schulen, aber die waren meist Einzelinitiativen ohne Konzept, und es half, wenn sie etwas Neues einfädeln wollte, dass sie die Unterstützung für die Internationale Schule erbat.

Andererseits war da dieses kleine Bündel Jörg, das ihr Inneres so total in Anspruch nahm, dass ihr manchmal so schien, als sei kaum Platz mehr für irgendetwas anderes, das sie so in Besitz nahm, vor allem, wenn sie mit ihm spielte, wenn sie sich in seine Babywelt zu versetzen versuchte, um das kleine Wesen ganz zu erreichen. Sie hatte versucht, dies Carlo klarzumachen, wenn sie, wie häufiger, darüber sprachen, ob sie die Schule nicht doch ganz aufgeben und sich Jörg widmen sollte – und Carlo hatte dann immer lachend hinzugefügt »... und mir.« Carlo hatte ihr das ganz freigestellt, nur angemerkt, dass ihr, Helga, mit ihrem intellektuellen Anspruch die Anregungen des Lebens in der Schule und die Beschäftigung mit den jungen Geistern, ihren Schülern, auch Anregungen und Einsichten für das spätere Leben ihres kleinen Jörg geben würden. Er hatte gemeint, dass es, ohne dass er sich aus der Verantwortung stehlen wolle, zwar einerseits vor allem ihre Aufgabe sei, Jörg über die ersten Lebensjahre ins Leben zu helfen, sie sich andererseits, wie er sie kenne, nie auf die Rolle einer Kinderpflegerin und Lehrerin nur ihrer eigenen Kinder beschränken, sondern sich dabei möglicherweise gelangweilt fühlen würde. Vielleicht könne sie ja eine Auszeit von zwei oder drei Jahren nehmen. Was er allerdings nicht beurteilen könne, sei, ob sie dann mit einiger Leichtigkeit den Faden ihrer beruflichen Arbeit wieder aufnehmen könne. Sie hatten darüber geredet, wie andere Familien aus ihrer Bekanntschaft es machten. Helga hatte mit ihrer Mutter lange debattiert – und nach allem war es letztlich so geblieben, wie es jetzt war. Aber es wurde ihr nicht leicht. Oft genug hing sie in einer Pause

am Telefon und besprach mit Irmgard, was Jörg denn nun mache und ob sie ihn schon gefüttert habe und Ähnliches.

In der Schule hatte sie an diesem Morgen zwei Stunden Deutschunterricht in der 6. Klasse, in der für eine halbe Stunde Grammatikregeln der deutschen Sprache durchgenommen wurden, bekanntlich das am wenigsten beliebte Thema jedes Sprachunterrichts, das besonders im Deutschen bei manchen Schülern sogar fast physische Abneigung erzeugte – kein Wunder, da ja die meisten von denen, die in dieser Sprache aufgewachsen waren, keine deutliche Ahnung von den Verkehrsregeln ihrer Sprache hatten. Aber deswegen konnte man den Sprachunterricht doch nicht auf Vokabellernen und auf ›Teaching by Talking‹ beschränken. Sie erlöste die Teens in der Klasse mit einer Einführung in Theodor Storms Leben und Werke und der Vermittlung einiger leichterer Abschnitte aus dem Anfang des Schimmelreiters.

Danach hatte sie mit Mrs. Leggitt und Mr. Higgins, dem Klassenlehrer der 12. Klasse, also der Oberprima, Plan und Organisation einer Klassenfahrt nach Bonn zum Besuch einer Sitzung des Bundestages besprochen. Nachmittags sollten die Schüler in der amerikanischen Botschaft vom Kulturattaché empfangen werden. Nach einigem Zögern hatte Mrs. Leggitt eingewilligt, die Klasse zu begleiten. Die Existenz der Internationalen Schule war natürlich der Botschaft bekannt, wenn auch die allgemeinen Anliegen sonst mit dem Generalkonsulat in Frankfurt erörtert wurden. Helga gewann Mrs. Leggitt für die Teilnahme mit dem Argument, dass sie bei der Gelegenheit vielleicht für einen Besuch des Botschafters in der Schule werben könne, zum Beispiel, wenn der bei einem seiner nächsten Besuche in Heidelberg – und nach Heidelberg käme er wegen des Standorts der amerikanischen Streitkräfte regelmäßig – auch zur Schule käme. Man könne daraus doch eine großartige Veranstaltung mit enormer Werbewirkung machen. Mrs. Leggitt war schließlich Feuer und Flamme gewesen.

Später als beabsichtigt fuhr Helga zurück nach Hause. Es war inzwischen drei Uhr nachmittags. Das Wetter hatte sich um kein Jota verbessert, es war eher noch schlechter geworden. Sie hatte über das viele Gerede tatsächlich für längere Zeit ihren Jörg vergessen, schalt sie sich innerlich. Aber den würde sie ja bald in den Armen halten. Was wohl mit Carlo war? Sie hoffte, dass er heute Abend gegen sieben Uhr nach Hause kommen würde, wie seit seinem Anfang bei der Dechem.

Am 1. März, seinem ersten Tag dort, war er etwa um diese Zeit

abends erschienen, hatte sich den neuen Trenchcoat ausgezogen, sie geküsst, war aufs Sofa gesunken und hatte geseufzt: »Und das für die nächsten dreißig oder vierzig Jahre!?!« Dann hatte er die Jacke und die Schuhe ausgezogen, den Schlips abgebunden und das Glas Wein getrunken, das sie ihm auf den Tisch gestellt hatte.

»Du willst hoffentlich nicht gleich am ersten Arbeitstag deinen Beruf wieder aufgeben, oder?«, hatte sie ihn gefragt. »Nun erzähl schon. Ich bin neugierig wie eine Elster.«

Das hatte ihn etwas aufgemuntert, und er hatte ihr von seinem ersten Arbeitstag bei der Dechem berichtet, der eigentlich kein voller Arbeitstag war, sondern ein Tag, an dem ein zweiwöchiges Informationsprogramm begann, mit dem er an das Leben in der Firma und für die Firma gewöhnt werden sollte. Zunächst habe Herr Wagner ihn dem für die Administration der Firma zuständigen Vorstandsmitglied, einem Dr. Glaube, vorgestellt, der ihn mit den Worten begrüßt habe: »Ich denke, wir können Sie bei uns ganz gut gebrauchen, Dr. Maurer. Herr Wagner hat mir von Ihren Arbeiten berichtet. Es kann sein, dass ich Sie gelegentlich direkt anrufe, wenn mich eine spezielle Frage interessiert. Ich hoffe, dass Sie sich schnell akklimatisieren und dass Sie sich wohlfühlen werden. Also willkommen!«, und sei hinter seinen Schreibtisch zurückgekehrt und habe zum Telefonhörer gegriffen.

Wagner sei mit ihm in die Finanzabteilung zurückgekehrt und habe ihn nacheinander den leitenden Mitarbeitern für die fünf in der Finanzabteilung zusammengefassten Bereiche vorgestellt. Dr. Henke, den Leiter des Controlling, habe er ja schon gekannt. Ihm selbst habe man den neuen Bereich ›Planung‹ mit einem eigenen Büro mit zwei Fenstern, Schreibtisch, Schrank, Bücherbord und Computer und einem Zuarbeiter im Außenbüro namens Karl Günther zugewiesen, außerdem eine ›halbe‹ Sekretärin, die knapp vierzig und keine große Zierde der Weiblichkeit, aber wohl recht kompetent sei und Fräulein Maas heiße.

Dann habe Wagner gesagt: »Auf Ihrem Schreibtisch liegen drei Dinge: Das erste ist Ihr Informations-Umlaufplan für die nächsten drei Wochen. Sie werden die genannten Abteilungen und Produktbereiche, allerdings noch nicht die Werke oder Tochtergesellschaften besuchen und kennenlernen, die kommen später. Stellen Sie sich bei den jeweiligen Abteilungsleitern vor. Die werden Sie weiter bekannt machen. Den Anfang macht die Personalabteilung, wo man Sie heute

gegen zehn Uhr erwartet. Diese Informationsrunde geht jeden Tag bis etwa zwei Uhr.

Für die Nachmittage habe ich mir Folgendes ausgedacht: Sie finden als Nr. 2 auf Ihrem Tisch den Entwurf des Jahresabschlusses der Dechem für das letzte Geschäftsjahr nebst allen Anlagen und dazugehörigen Unterlagen sowie den geprüften Abschluss für das vorhergehende Jahr nebst Anlagen. Ich bitte Sie um eine kurze kritische Analyse des Entwurfs des neuen Abschlusses, die möglicherweise Ausgangspunkt für Korrekturen oder Planungsüberlegungen werden kann. Das ist ein Berg Papier. Weitere Aufschlüsse kann Ihnen Herr Günther besorgen, der sich in der Abteilung gut auskennt, da er bisher für Dr. Henke gearbeitet hat. Für einen Neuling – denn außer dass Sie sich vielleicht unsere veröffentlichte Bilanz einmal angesehen haben, bevor wir über Ihre Einstellung verhandelten –, dem die Einzelheiten nicht bekannt sind, einige Arbeit. Aber lassen Sie sich ruhig Zeit, obgleich es nicht zu lange dauern sollte, wenn sich aus Ihrer Analyse Anregungen ergeben sollten, die im Abschluss zu berücksichtigen sind. Erste Planungsüberlegungen sind willkommen.

Und als Drittes habe ich Ihnen die Geschäftsberichte unserer fünf Hauptkonkurrenten zunächst in Deutschland herauslegen lassen, wobei sich das natürlich nach Sparten unterscheidet, einschließlich der uns vorliegenden Analysen aus den Wirtschaftszeitungen. Ich wäre daran interessiert, von Ihnen demnächst eine Benchmark-Analyse zu erhalten, die unsere Position im Markt im Vergleich zu diesen anderen Unternehmen erhellt. Dafür sollten Sie sich etwas mehr Zeit lassen. Was dabei herauskommt, könnte darüber hinaus für den Vorstand und den Aufsichtsrat von Interesse sein. Alle Informationen, über die die Finanzabteilung verfügt, sind für Sie abrufbar. Die Zimmer aller Mitarbeiter, meines eingeschlossen, stehen Ihnen offen. Viel Glück, mein Lieber.«

Und damit habe er eine neue Zigarette aus seinem Etui genommen und angesteckt, sei dampfend verschwunden und habe ihn in seinem Zimmer allein gelassen.

In der Personalabteilung habe sich Herr Weber sehr freundlich seiner angenommen, ihm die Leiter der verschiedenen Bereiche des Personalwesens einschließlich Betriebskrankenkasse und Ausbildungsabteilung vorgestellt und ihn mit ins Casino genommen und mit ihm zu Mittag gegessen. Das Essen sei recht gut und sehr



preiswert, laut Weber mit 50 Prozent der Vollkosten von der Firma subventioniert. Das sei nun sein täglicher Essensplatz – das heißt, wenn er dazu komme. Danach habe er in seinem Büro gesessen und gelesen. Stoff habe er ja genug gehabt. Ach ja, er habe etwas länger mit Karl Günther geredet, der ein brauchbarer Buchhalter zu sein scheine, mit Interesse an Analysen und ihm die Funktionsweise seines Computers, eines Nixdorf, den er noch nicht kannte, erklärt und mit der Sekretärin, die ihm geholfen habe, die Ausstattung seines Büros zu vervollständigen. Und die habe ihm auch einen Kaffee gemacht. Das sei es ungefähr gewesen.

An einem der folgenden Abende war Carlo mit weiteren Einzelheiten aus seinem neuen Leben herausgerückt, obgleich sie ihn mehrfach hatte mahnen müssen, er solle sich nicht so »an der Zunge ziehen lassen«. Da sei nicht viel zu erzählen, hatte er abgewinkt. Er gehe morgens von einer Abteilung zur anderen, zum Beispiel sei er inzwischen bei der Rechts- und Patentabteilung, der Verwaltungs- und Organisationsabteilung, der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit, das heißt den Presseleuten, der Werbeabteilung und bei einer der zentralen Verkaufsabteilungen, nämlich der für Pharmaprodukte, gewesen. Die weiteren sollten folgen. Für seinen zukünftigen Job seien natürlich die Verkaufsabteilungen und dann die Marktforschung, Forschung und Entwicklung, die Zentrale Technische Abteilung und einige andere besonders wichtig. Er müsse sich im Laufe der Zeit ein Netzwerk von Bekannten aufbauen, um schnell an Daten und Informationen kommen zu können. In jeder Abteilung habe man ihn mittags zum Casino mitgenommen, bei den Verkäufern habe man ihn zweimal sogar mit Kunden auswärts bewirtet. Von kleinen Ausnahmen abgesehen – ein- oder zweimal sei man etwas ungeduldig gewesen, weil das Geschäft drängte oder weil einer seiner Gesprächspartner vielleicht gerade schlechte Laune gehabt habe – sei er überall freundlich und aufgeschlossen empfangen worden. Und nachmittags habe er an den ihm übertragenen Projekten gearbeitet.

Die ganze Litanei war Helga so erschienen, als sei er noch nicht mit dem ganzen Herzen bei der Sache. Sie merkte nicht viel von seiner sonstigen Lebendigkeit, ja Begeisterung, mit der er ihr sonst erzählte, was ihn innerlich beschäftigte. Sie beschloss zu versuchen, abends herauszufinden, ob ihn irgendetwas bedrückte, fuhr bei ihrem Lebensmittelhändler vorbei, kaufte zwei Flaschen Weißherbst, etwas

guten Aufschnitt und Käse, um den Abend gemütlicher zu gestalten und eilte sich, nach Hause zu kommen. »Jetzt belegen tatsächlich zwei männliche Wesen mein ganzes Denken«, überlegte sie leicht irritiert. »Wann kann ich eigentlich mal über mich selbst nachdenken?«

Sie parkte den Wagen wie üblich neben dem Haus. In der Wohnung war alles in bester Ordnung. Irmgard stand in der Tür zum Schlafzimmer mit Jörg auf dem Arm, der ihr fröhlich ins Gesicht klatschte und sie an den Haaren zog, was sie sich gutmütig gefallen ließ. Er drehte sich aber sofort um, als die Wohnungstür geschlossen wurde, stieß ein brabbelndes Geräusch aus und streckte seiner Mutter die dicken Arme entgegen. Sie ließ Tasche und Einkaufskorb fast fallen und nahm den Jungen in ihre Arme und vergrub ihr Gesicht an seinem Hals, was er augenblicklich als Aufforderung nahm, ihr das Haar zu zausen.

Kurz nach sieben war Carlo zu Hause. Sein erster Weg, nachdem er angekommen war und Helga begrüßt hatte, war zu Jörgs Bettchen.

»Wie ging es dem Jungen denn heute?«

»Wie bisher immer gut. Er wächst, blüht und gedeiht. Irmgard sorgt bestens für ihn. Ich bin fast ein bisschen eifersüchtig.«

Jörg war noch wach, Carlo hob ihn gegen Helgas Protest aus dem Bett und setzte sich mit ihm auf die Kante des elterlichen Betts. Der Lütte krächte vor Vergnügen, als Carlo ihn etwas kitzelte, und strampelte mit Händen und Füßen.

Helga musste lachen. »Du spielst gerne mit deinem Spross, nicht wahr? Dabei sollte der Junge jetzt eigentlich schlafen und du bringst ihn wirklich auf Schwung. Aber ich kann dir das natürlich nicht wehren, da du ihn sonst nur am Wochenende richtig siehst.«

Sie setzte sich daneben, spielten beide mit dem Kleinen und hatten ihre Freude. Später saßen sie am Tisch, hatten gegessen und selbst Helga genoss ein kleines Glas Weißherbst. Sie berichtete Carlo von ihrem Tag in der Schule, und er war interessiert und fragte sie nach Einzelheiten des neuen Bonn-Projekts.

»Warum fährst du nicht mit? Erstens hättest du dir das verdient. Ja, ja, ich weiß, was du einwenden willst: Wer soll sich um Jörg kümmern? Dabei wäre das absolut kein Problem für eine Nacht. Der Junge ist aus dem Ärgsten raus. Nachts könnte ich für ihn sorgen. Irmgard könnte bis spät bleiben und früh kommen. Oder wenn dir das nicht gefällt, könnten wir Ina bitten zu kommen oder deine Mutter.«

Im Moment war sie verwirrt ob dieser Möglichkeit, an die sie heimlich wohl gedacht, die sie hingegen sofort verworfen hatte.

»Nein, mein Lieber, du bist sehr lieb, das vorzuschlagen. Aber das mache ich nie. Ich würde unterwegs vor Unruhe sterben. Wenn Jörg ein Jahr alt wäre, wäre das wohl was anderes. Zurzeit ist das zu früh! Nein, nein, kein Wort dagegen. Um ehrlich zu sein, ich würde dich ebenfalls nicht gern allein lassen, auch für eine Nacht nicht. Nicht nur weil ich deine Nähe und Wärme vermissen würde, ich möchte in diesen Anfangswochen deiner Tätigkeit bei dir sein und abends mit dir über deine Arbeit reden und wenn möglich für dich das tun, was du bisher für mich getan hast: dir helfen, mit den Schwierigkeiten fertig zu werden, die eine neue Umwelt bringen kann. Ich hatte die und du hast mir damals durch deine Fragen und Bemerkungen, mit denen du mich beruhigt und geleitet hast, immer sehr geholfen. Könnte ich nicht versuchen, das Gleiche für dich zu tun? Ich will nicht verhehlen, dass ich mir Gedanken darüber gemacht habe, warum du in den letzten Tagen abends so, wie soll ich sagen, still und manchmal geistesabwesend, vielleicht sogar bedrückt warst.«

Er sah sie über sein Glas für einen Augenblick nachdenklich an und lächelte. »Du bist mit mir sehr vertraut, Liebste, und es ist sehr lieb, dass du dich so um mich kümmern willst. Es gibt aber gar keinen Grund zur Besorgnis. Es gibt vielleicht zwei Dinge: Das eine ist eine gewisse Unruhe, die mich stets umtreibt, wenn ich eine Aufgabe, die mir gestellt ist, noch nicht richtig übersehe und kein Ergebnis in Sicht ist und ich nicht weiß, wie ich dazu kommen soll. Wenn du mich früher, zum Beispiel am Anfang meiner Diplomarbeit, schon so nahe gekannt hättest wie jetzt, wüsstest du über die Ungeduld, die mich dann umtreibt. Das andere hängt eventuell mit Folgendem zusammen: Vom Temperament her liegt mir vielleicht eine Betätigung mehr, die schneller zu Ergebnissen führt. Ich weiß das aus meiner Banktätigkeit. Wenn ich lange an einer Sache zu arbeiten hatte, einer umfangreichen Kreditanalyse zum Beispiel, befriedigte mich das nicht so sehr, wie der Handel mit Wertpapieren, was ich damals zeitweise auch gemacht habe. Ich möchte gern das Ergebnis meiner Arbeit bald sehen. Wohl Ungeduld, denke ich. Du magst da natürlich fragen, warum ich mich denn überhaupt mit Planungsdingen befasse, darin meine Dissertation gemacht und meinen Berufsbeginn in diesem Bereich gesucht habe. Es ist wohl der größere intellektuelle Anspruch, der mich angezogen hat

und der unverändert besteht. Wie du siehst, eine ziemlich komplexe und noch nicht ausgegorene Gefühlslage, die ich selbst erst einmal aufarbeiten muss. Das ist nur eine Frage der Zeit und wachsenden Erfahrung mit sich selbst. Sei also nicht ängstlich oder bestürzt, es wird alles werden. Ich weiß, dass ich mich in der Gesellschaft erst zurechtfinden muss und sehe, dass die Arbeiten, die Wagner mir zunächst zugewiesen hat, interessant sind und dazu dienen, dass er mich etwas besser kennenlernt. Ich werde das schon schaffen.«

»Das hört sich ja sehr vernünftig an, Liebster. Ich habe bei jedem neuen Anfang auch immer eine solche Art Gewöhnungssyndrom gehabt. Warum soll es dir besser ergehen? Lass uns einen Schluck Wein darauf trinken, dass dir die Lust an deiner Arbeit bald wiederkehrt – aber bitte nicht so viel, dass du mich und deinen Sohn darüber ganz vergisst.«

»Das wird nie passieren, mein Schatz!« Er rückte zu ihr aufs Sofa.

Zwei Wochen später kam Carlo abends ganz aufgeräumt nach Hause, schmatzte seinen Sohn ab und danach seine Frau, die ihn etwas verwundert wegschob. »Nicht, dass ich das nicht gern habe, aber das kam eben doch etwas zu überraschend. Was ist denn los?«

»Ich hatte heute mein erstes Erfolgserlebnis. Wagner kam in mein Büro, setzte sich auf meine Schreibtischecke und steckte sich wie üblich eine Zigarette an. Er hatte meine Kurzanalyse der beiden Jahresabschlüsse gelesen und fand einige meiner Feststellungen ›bemerkenswert‹, zum Beispiel, was ich zur Verschlechterung der Liquiditätssituation des Unternehmens geschrieben hatte, und Ähnliches. Er verwickelte mich in ein Gespräch über mögliche Änderungen in der Darstellung von Bilanzpositionen und Maßnahmen zur Verbesserung der Liquiditätssituation für die Zukunft, setzte sich sogar an das andere Ende des Schreibtisches, um sich Stichworte zu notieren und verschwand mit der Bemerkung: ›Wir müssen darüber morgen weiterreden.« Ein Anfang ist gemacht! Sollen wir nicht Jörg in den Kinderwagen legen und rüber ins Weinfass gehen, um einmal wieder ein Steak Tatar zu essen und ein Glas Weißherbst zu trinken? Wie lange braucht Jörg denn noch die Klausur, in der wir leben? Du könntest bei deiner Arbeit eine kleine Abwechslung auch gebrauchen! Und Jörg ist nun fast sechs Monate alt, wir nehmen ihn mit! Er muss sich schließlich an das Lotterleben seiner Eltern gewöhnen.«

Helga musste unwillkürlich lachen und ließ sich von Carlos Enth-

siasmus anstecken und überwand ihre Skepsis. »Na, ich weiß nicht, ob das das Richtige für einen so kleinen Burschen ist. Aber freuen tue ich mich natürlich mit dir – und der Weißherbst trägt durchaus zur Überzeugung bei. Also denn los.«

Jörg benahm sich den ganzen Abend mustergültig. Erst sah er seine Eltern mit seinen großen blauen Augen an, später war er eingeschlafen.

Das Leben der drei Maurers entwickelte sich über die nächsten Wochen und Monate mit den üblichen Höhen und Tiefen einer jungen Familie. Zu den Tiefen gehörte zweifellos, dass Jörg fast von einem Tag auf den anderen unruhig wurde, ständig seine Fäuste in den Mund steckte, jammerte und sabberte. Er mochte nicht essen, was besonders Irmgard beunruhigte, bis sich die Unruhe bei allen legte, als Irmgard eines Abends strahlend vor Helga stand. »Der Junge kriegt seinen ersten Zahn.« Große Bewunderung der Eltern, lange Gespräche mit den Großmüttern. »Der Junge hat seinen ersten Zahn.« Und als Jörg sich das erste Mal vom Rücken auf den Bauch drehte und einen Meter krabbelte und etwas später Anstalten machte, sich aufzusetzen, war es die sich in allen Familien der Welt wiederholende Sensation. Ernster war einige Monate später die Lage, als Jörg, der inzwischen stehen konnte und seine ersten Schritte machte, eines Tages wirklich krank schien, sodass die Eltern, die nachts mit ihm herumliefen, um ihn durch Liebe zu heilen, nicht mehr ein noch aus wussten. Dr. Schäfer kam und befand nach einigem Hin und Her, dass das Kind ›Pfeiffersches Drüsenfieber‹ habe, etwas von dem die Eltern nie zuvor gehört hatten. Dr. Schäfer verschrieb eine Medizin und beschwichtigte: »Die Dinge müssen ihren Lauf nehmen, in zehn Tagen ist das meistens überstanden«, was Carlo zu dem übel gelaunten Kommentar veranlasste: »Keine Ahnung, diese Kurpfuscher«, allerdings erst nachdem Dr. Schäfer die Wohnung verlassen hatte. Es kam aber so, wie der Doktor es vorausgesagt hatte. Die Eltern hätten danach eigentlich eine Erholung gebraucht.

Helgas Erlebnispegel hatte in diesen Monaten, abgesehen von den Sorgen um Jörg, wenigstens einige Hochs. Das schönste Erlebnis in der Schule war, als die 12. Klasse begeistert von ihrem Ausflug nach Bonn, zu dem sie nicht mitgefahren war, zurückkehrte. Mrs. Leggitt hatte sie sofort aufgesucht und ihr erzählt, dass der Botschafter tatsächlich innerhalb der nächsten sieben Monate nach Heidelberg kommen

werde und bei der Gelegenheit die Internationale Schule für einen halben Tag besuchen wolle. Sie hatte sich ausdrücklich bei Helga für die Idee bedankt und hinzugefügt: »But Helga, that's your baby. You have to come up with ideas about how we do our presentation and how to organize the whole thing. They, I mean the Embassy, want to hear from us within the next two months, at the latest.«

Das hatte Helga zwar ein Gefühl von Erfolg, aber auch Aufregung und Last einer Aufgabe gegeben, deren Ausmaß von Woche zu Woche zu wachsen schien und ihr manche Nacht den Schlaf raubte. Immerhin hatte sich Carlo in den Abendstunden als ein sehr nützlicher, fast unentbehrlicher Ratgeber und Problemlöser erwiesen. Er entwickelte, nachdem er Helga eingehend befragt hatte, für Mrs. Leggitt den Entwurf eines Ablaufplans, machte eine Aufstellung von Gesichtspunkten, nach denen sie die Situation der Schule darstellen und Förderungswünsche vortragen und begründen könne, und gab Anregungen für Präsentationen einzelner Klassen und für das abschließende Mittagessen, zu dem, außer den für die Schule zuständigen Honoratioren des Kultusministeriums und des Schuldezernats der Stadt, auch die Leute vom amerikanischen Generalkonsulat und die Leitungen der anderen Schulen der Stadt und der Universität eingeladen werden sollten. Darüber hinaus müssten ein paar Schüler und Vertreter der Elternschaft ausgesucht werden.

Mrs. Leggitt bildete ein Komitee, dem außer ihr und Helga zwei andere Lehrkräfte sowie zwei Referendare und zwei Schüler als Hilfsarbeiter angehörten, das sich in endlosen Diskussionen und harter Arbeit um die Verwirklichung dieser Pläne bemühte. Dazu kamen die vorbereitenden Gespräche mit der Botschaft und dem Generalkonsulat und den deutschen Stellen. Der Termin war schließlich auf einen Montag Mitte November festgelegt worden. Nachmittags wollte der Botschafter der Universität einen Besuch machen. Der nächste Tag sollte den amerikanischen Streitkräften in Heidelberg und Umgebung gehören. Ende Oktober stand das Programm, und alle Vorbereitungen waren geordnet. Helga sagte lachend und einigermaßen erschöpft zu Mrs. Leggitt: »You said that this would be my baby. But I would rather carry another real child than do this again!«

»I am sure, everything will work out fine, my dear Helga.«

Carlo hatte in dieser Zeit seine eigenen Höhen und Tiefen im beruflichen Leben. Nach Beendigung der Einführungswochen war die

Last der Tagesarbeit über ihn hereingebrochen. Wagner erwies sich als anspruchsvoller Ressortchef, der nur darauf zu warten schien, die Arbeitskraft seiner Mitarbeiter voll auszuschöpfen. Selbst ein rastloser Arbeiter, für den Tageszeiten keinen Unterschied machten, verlangte er schnelle Bedienung seiner Wünsche und der Wünsche des Vorstands. Er konnte sehr sarkastisch werden, wenn er schlampige oder überfällige Arbeit sah oder nur witterte, hörte dafür aufmerksam zu, wenn man etwas zur Entschuldigung zu sagen hatte. Außerdem war er dann, wenn er keine Dringlichkeiten sah, großzügig in den Dienstzeiten.

Die sogenannte Benchmark-Analyse, der kritische Vergleich mit den wichtigsten Konkurrenten, dauerte etwas länger, bescherte Carlo aber einen aner kennenden Kommentar von Wagner und zwei Tage später seinen ersten Anruf von Dr. Glaube aus der Vorstandsetage.

»Herr Maurer, wie haben Sie sich eingelebt? Gut? Sehr schön. Ich habe Ihre Benchmark-Analyse gelesen. Recht bemerkenswert, obwohl wir nicht in jeder Hinsicht bei Ihnen gut davonkommen. Aber das müssen wir uns von Ihnen wohl gefallen lassen. Ich werde das mit meinen Kollegen besprechen. Vielen Dank.«

Und das war alles. Dennoch stimmte es ihn fröhlich. Im Übrigen hatten einige Kollegen von diesem Anruf irgendwie Wind bekommen. Man gab ihm zu verstehen, dass so etwas äußerst selten vorkomme. Dr. Glaube sei ein scharfer Hund und sage fast nie ein positives Wort – erst recht nicht direkt.

Außerdem hatte Wagner ihn mit Herrn Günther und einem Mitarbeiter vom Controlling für zehn Tage mit Kollegen von der Zentralen Technischen Abteilung zu den deutschen Hauptwerken geschickt, um dort Unterlagen für eine Fünfjahres-Investitionsplanung zu erarbeiten, das erste Mal, dass er über eine Woche von zu Hause weg war. Helga und er hatten mindestens dreimal täglich telefoniert. Ein völlig ungewohnter Zustand für beide.

Es war nicht die einzige Trennung. Wagner schickte ihn bald darauf für zwei Tage zu einer Konferenz der nationalen Verbände der chemischen Industrie nach London, sein erster Auftrag im Ausland. Er kam allerdings nicht dazu, sehr viel mehr als das Konferenzzentrum und sein Hotel in Mayfair zu sehen. Es war allenfalls eine Abwechslung von der täglichen Büroarbeit, auch wenn die Konferenz langweilig war und ihm und seiner Firma wenig Ertrag brachte.

Ein Höhepunkt wurde für ihn seine erste Teilnahme an einem Treffen mit Bankanalysten in Frankfurt, bei dem Dr. Glaube, Wagner, Dr. Henke vom Controlling, Herr Büssing, der Pressechef, und er selbst einer Gruppe von zehn Analysten der wichtigsten Banken in Deutschland – zu denen neuerdings zwei amerikanische Investmentbanken gehörten – gegenüber saßen.

»Machen Sie sich auf einiges gefasst«, hatte Wagner ihm vorher angekündigt. »Diese Analysten sind fachlich meist besser, aber manchmal wesentlich aggressiver als die Journalisten von den Wirtschaftsredaktionen der Presse. Und die sind schon schlimm. Wir müssen das irgendwie durchstehen, denn wir brauchen natürlich beide, die Presse, denn wir leben ja nicht im luftleeren Raum, und wir brauchen die Banken, denn wir haben für unsere Passivseite zu sorgen. Manchmal habe ich den Eindruck, dass diese beiden in einer Art Symbiose leben: Die Wirtschaftsjournalisten leben von dem, was die Bankanalysten an Neuigkeiten produzieren, besonders wenn es kritische Meinungen gibt, und die Bankanalysten brauchen die Journalisten, um ihre Meinungen zu verbreiten und das Börsengeschäft der Banken anzuregen.«

Die Warnung war nicht übertrieben. Überwiegend blieben bei den insistierenden Fragen nach allen Einzelheiten der Entwicklung des Unternehmens und des voraussichtlichen Jahresabschlusses die Formen der Höflichkeit gewahrt, wenn auch ein Analyst von einer süddeutschen Bank und einer von einer amerikanischen Investmentbank so ruppig wurden, dass Carlo sich fragte, warum Dr. Glaube sich den Ton nicht verbat. Aber der blieb gelassen. Bei einer besonders aggressiven Frage, die sich auf die Wirtschaftlichkeit einer Sparte des Unternehmens bei einem Vergleich mit anderen Unternehmen der Branche bezog und im Ton Versagen der Unternehmensleitung unterstellte, gab Dr. Glaube die Frage direkt an Carlo weiter. »Dazu kann Dr. Maurer Ihnen etwas sagen.«

Carlo fühlte sich etwas überrumpelt, sprang sofort an und gab auf der Grundlage seiner kürzlichen Arbeit Erläuterungen, die klarstellten, dass die Entwicklung der fraglichen Sparte durchaus den Planungen entsprach und überdurchschnittliches Wachstum und gute Rentabilität erwarten lasse. Dem folgten einige ergänzende Fragen an ihn direkt, die er gleichfalls präzise und zur Zufriedenheit nicht nur der Ana-



lysten beantworten konnte, die eifrig mitgeschrieben hatten. Wagner erlaubte sich ein halbes, zustimmendes Lächeln.

Es folgte ein Mittagessen für die Analysten – eine recht aufwendige Angelegenheit, die offenbar zum Ritual solcher Treffen gehörte. Dabei konnte er in etwas entspannterer Atmosphäre vor allem mit zwei Analysten von den Hausbanken sprechen – einer kam sogar von seiner früheren Bank.

Auf dem Rückweg zur Finanzabteilung meinte Wagner: »Das kam ein bisschen plötzlich für Sie, nicht wahr? Sie haben sich hervorragend aus der Affäre gezogen. Ich hatte mir schon gedacht, dass wir auf dieses Thema demnächst angesprochen werden würden, als Sie diese Analyse machten. Dr. Glaube ist der Ansicht, Sie sollten künftig an den entsprechenden Presseinformationsgesprächen teilnehmen, was Ihnen nur guttun wird. Sie bekommen somit eine weitere Gelegenheit, das, was Sie erarbeiten, nicht nur schriftlich zu formulieren, sondern auch öffentlich zu vertreten, natürlich nur so weit, wie dies im Rahmen dessen liegt, was das Interesse des Unternehmens erlaubt. Das genau abzuwägen traue ich Ihnen durchaus zu. Im Übrigen können Sie das ja vorher mit mir abstimmen, wenn Sie sich unsicher fühlen. Ich werde Herrn Büssing, unseren Pressechef, unterrichten, und Sie sollten sich eventuell einmal ausführlicher mit ihm unterhalten. Er ist ein alter Hase in diesem Metier und kennt seine Pappenheimer und das, was dem Image des Unternehmens dient, bestens.«

Herausragendes Ereignis für Helga und ein bisschen für Carlo wurde Mitte November der Besuch des amerikanischen Botschafters in der Internationalen Schule. Die Vorbereitungsarbeiten hatten sich zuletzt wie Berge vor Helga aufgetürmt. Mrs. Leggitt rief sie fast jeden Tag mit deutlichen, bei ihr völlig ungewohnten Zeichen der Nervosität an oder suchte sie sogar in der Klasse auf, um sich berichten zu lassen. Die Unruhe teilte sich der ganzen Schule mit. Natürlich war der Besuch Tage zuvor ausführlich in der örtlichen Presse besprochen worden, wobei besonders hervorgehoben worden war, dass der erste Besuch des Botschafters in Heidelberg der Internationalen Schule gelte. Mrs. Leggitt konnte sich vor Interviewanfragen, auch amerikanischer Blätter, nicht retten, obendrein hatte sich das Fernsehen angesagt.

In diesem Zusammenhang hatte Carlo Herrn Büssing, den Pressechef, mit dem er inzwischen gut bekannt war, angesprochen und

hatte ihn um Rat gebeten, wie und was man in diesem Bereich für die Schule tun könne. Der war gleich sehr hilfsbereit gewesen, weil seine Tochter in Amerika studierte, und hatte eine kleine Pressekonferenz organisiert, die vor dem Mittagessen stattfinden sollte und in der erst Mrs. Leggitt über die Schule und dann Botschafter und Generalkonsul über die Aussichten für Internationale Schulen und den Bildungsaustausch zwischen den USA und Deutschland befragt werden sollten. Herr Büssing hatte sich selbst als Moderator angeboten. Die ursprünglich nicht vorgesehene Pressekonferenz hatte bei allen amerikanischen Stellen große Zustimmung gefunden und fand ebenfalls im Kultusministerium so großen Anklang, dass sich ein Staatssekretär anmeldete, um teilzunehmen. Der Minister bedauerte außerordentlich, dass er verhindert war.

Mrs. Leggitt, die von Carlos Engagement wusste, hatte darauf bestanden, dass er mit am Mittagessen teilnehme, weil sie sich bei der Gelegenheit bei ihm bedanken wolle. Und Wagner war großzügig gewesen. »Nehmen Sie den Tag frei, lieber Herr Maurer«, hatte er gesagt, ein Entgegenkommen, das man bei ihm selten erlebte, wie manche in der Finanzabteilung meinten.

Und da nicht nur Herr Wagner gnädig war, hatte auch Petrus ein Einsehen, und es wurde ein zwar kühler, doch wunderschöner Tag und alles klappte zur größten Zufriedenheit aller Beteiligten. Botschafter und Generalkonsul kamen gemeinsam in einem großen Cadillac, gefolgt von ihren Beamten, besahen sich die Schule und ihre Einrichtungen, saßen über eine Stunde im Geschichtsunterricht der Oberstufe, wobei der Botschafter einen viertelstündigen, freien Vortrag über die Entwicklung der Beziehungen zwischen den USA und Europa hielt, und folgten anschließend in der Aula der Präsentation von Mrs. Leggitt. Eine lebhafte Diskussion schloss sich an, an der einige der Lehrkräfte, Helga eingeschlossen, teilnahmen. Es folgte die Pressekonferenz, die unter der Regie von Herrn Büssing ausgezeichnet verlief und am nächsten Tag in den Medien viel Verbreitung fand, auch das Fernsehen war dabei und berichtete ausführlich in den abendlichen Sendungen.

Weiterer Höhepunkt war das Mittagessen, das in der einigermaßen dezent geschmückten Turnhalle an zehn Zehnertischen serviert und von einem der großen Restaurants der Stadt geliefert wurde, Mädchen der Oberstufe, angetan mit Häubchen und Schürzen, trugen

ohne Zwischenfall auf. Sie hatten statt Turnunterricht in den letzten Wochen geübt. Die Musikklassen trugen, unterstützt von Schülern eines Heidelberger Gymnasiums, zum guten Gelingen mit einigen Madrigalen bei. Jedenfalls waren die Gäste sehr angetan von dem, was geboten wurde. Mrs. Leggitt redete kurz, dankte auf Englisch dem Botschafter, dem Generalkonsul, dem Staatssekretär für ihren Besuch, begrüßte alle anderen Teilnehmer des Essens, sprach ein paar Worte über den Nutzen der internationalen Schulen für Völkerverständigung und Erweiterung der Bildung der Schüler und dankte abschließend allen, die an der Vorbereitung dieses Morgens teilgenommen hatten. Sie erwähnte namentlich nur Helga als »the mastermind behind this morning's events«.

Danach fand der Botschafter warme Worte des Dankes und der Aufmunterung, diesen Weg der Vorbereitung junger Menschen auf ihre Rolle bei der Vertiefung internationaler Beziehungen weiter voranzugehen. Er sei sich mit seinen Kollegen einig, dass entsprechende Einrichtungen und speziell diese so lebendige Schule weiter und vermehrt gefördert werden sollten. Von den vielen sehr positiven Zeichen der Arbeit und des Klimas in dieser schönen Schule habe ihm besonders gefallen – und er lächelte –, dass die jungen Leute auch noch dienen könnten, wie die netten Mädchen in ihren Schürzen und Häubchen bewiesen hätten. Zuletzt hatte der Staatssekretär gesprochen und die Grüße des Ministeriums und des Ministers überbracht und diesen Sonderweg schulischer Bildung, der über die Grenzen des nationalen Bildungsrahmens deutlich hinausführe, gelobt und weitere Förderung zugesichert.

Schließlich, gegen 14:30 Uhr, war die Autokavalkade aller Besucher, angeführt von dem großen Cadillac des Botschafters, abgebraust und hatte Unordnung und Erschöpfung bei den Schulleuten und ihren Helfern hinterlassen, die sich trotzdem gleich daranmachten, den ursprünglichen Zustand der Schule wiederherzustellen.

Mrs. Leggitt hatte Helga und Carlo zu sich gebeten und sich Carlo vorstellen lassen. Sie hatte ebenso nach Herrn Büssing gefragt, um ihm nochmals zu danken, der war allerdings gleich nach der Pressekonferenz mit einigen seiner früheren Kollegen verschwunden. Dann hatte sie Helga umarmt, was keiner in der Schule dieser energischen und sonst so zurückhaltenden Frau zugetraut hätte, und ihr ganz warm mit Tränen in den Augen gedankt.

»Ich kann mich wirklich nicht genug bedanken, Helga. Dazu ist heute Mittag die Zeit zu kurz. Wir wollen uns in ein paar Tagen gemütlich bei mir treffen und sozusagen ›nachfeiern‹.«

Als Helga und Carlo endlich gegen sechs Uhr abends zu Hause waren und Sohn und Irmgard begrüßt hatten, sahen sie sich an und lachten.

»Das habe ich, nein, das haben wir nun endlich hinter uns. Gott sei Dank, dass alles gut verlaufen ist«, freute sich Helga.

»Nein, nein, Helga, das ist schon eine Feder, die du dir an deinen Hut, den du, glaube ich, gar nicht hast, stecken kannst. Ich war nur dein Berater und Psychiater. Ich bin tatsächlich mächtig stolz auf dich! Aus deiner Organisationsgabe könntest du wesentlich mehr machen als nur ›School-Mar'm or Homemaker and Mother‹ zu spielen.«

## 2.

Es war keine Woche vergangen, als sie von Mrs. Leggitt eine handgeschriebene Einladung erhielten, sie ein paar Tage später, dem letzten Donnerstag im November, zu einer kleinen Gesellschaft mit Drinks und Abendessen in ihrer Wohnung zu besuchen. Sie freuten sich darüber. Carlo kam am Tag der Einladung tatsächlich schon kurz vor sechs Uhr abends nach Hause, was seit Wochen nicht vorgekommen war.

»Wir werden dort nicht die einzigen Gäste aus der Dechem sein. Herr Büssing, unser Pressechef, und seine Frau sind auch eingeladen. Er hat mich vorhin angerufen«, sagte er. Sie zogen sich um und waren fast pünktlich vor dem Haus, in dem die Gastgeberin ihr Apartment hatte. Sie betraten einen großzügigen Wohnraum, der Mrs. Leggitt offenbar als Arbeitszimmer diente, wie ein Schreibtisch und eine lange Bücherwand daneben mit Fachliteratur neben schöngeistigen Werken und Kunstbänden verrieten. Aus einem Panoramafenster konnte man in die Rheinebene blicken. Auf der Terrasse vor dem Fenster und im Zimmer standen bereits ein paar Gäste mit Gläsern in der Hand und blickten neugierig auf die Neuankömmlinge, ohne ihr Partygespräch zu unterbrechen. Ein älterer, schwarzer Ober in weißem Jackett stand neben der Tür vom Flur mit einem Tablett mit Champagner, Orangensaft und Bier und bot ihnen ein Getränk an. In dem Augenblick stand Mrs. Leggitt vor ihnen, begleitet von einem

älteren, weißhaarigen Herrn und sprach sie an: »Guten Abend. Dies ist mein Mann Newton. Er hat sich mit mir auf Ihr Kommen gefreut. Es ist schön, dass wir diesen Abend endlich einrichten konnten. Sie sind mit Herrn und Frau Büssing unsere Hauptgäste. Sie wissen ja, ich wollte Ihnen gerne nochmals für die besondere Hilfe danken, die Sie mir und der Schule im Zusammenhang mit dem Besuch des Botschafters geleistet haben. Ich habe davon unseren Freunden erzählt, die sie gerne kennenlernen würden. Und deshalb wird das eine Gesellschaft, die größer ist als jede, die dieses Apartment bisher gesehen hat. Und dabei wohnen wir hier inzwischen seit über fünf Jahren.«

Damit fasste sie Helga unter den Arm und führte sie, gefolgt von ihrem Mann und Carlo, zu den anderen Gästen, um sie vorzustellen. Zu den Gästen gehörten zwei Herren mit ihren Damen, in denen man sofort Offiziere erkennen konnte, obwohl sie in Zivil waren. Mrs. Leggitt stellte sie als General Tim and Mrs. Conley und Colonel Herbert and Mrs. Evans vor. Es stellte sich heraus, dass beide Ehepaare Kinder auf der Schule hatten, die Klassen besuchten, in denen Helga Deutsch unterrichtete, natürlich später Anlass für ein ausführliches Gespräch. Die Gruppe der Amerikaner wurde ergänzt durch zwei Männer, von denen der eine, ein Phil Haddock, Abgeordneter des Kongresses war, der sich zurzeit in Heidelberg aufhielt, der andere ein amerikanischer Anwalt, der die Heidelberger Dependance einer amerikanischen Sozietät leitete. Schließlich war noch ein älterer amerikanischer Kollege von der Schule mit seiner Frau da, der sogleich Helga besonders freundschaftlich begrüßte und ihr sagte, wie sehr er und viele Kollegen ihr Engagement in der Schule bewunderten.

Nur wenige Minuten später trafen Herr Büssing und seine Frau ein und wurden gleichfalls bekannt gemacht. Mrs. Leggitt rief ihre Gäste im Wohnzimmer zusammen und begrüßte sie noch einmal. Ihr Mann und sie seien froh über das private Zusammenkommen. Sie fühlten sich in Heidelberg inzwischen so wohl, dass es auch ihr Zuhause sein könnte. Dann wünschten sie und ihr Mann allen Happy Thanksgiving. General Conley nahm das Wort und dankte im Namen aller Gäste für die Einladung. Er würdigte mit wenigen Worten die Arbeit von Mrs. Leggitt und der Internationalen Schule für das Zusammenwachsen der Menschen beider Länder. Er berichtete, dass sich der Botschafter ihm gegenüber richtig begeistert über seinen Besuch in der Interna-

tionalen Schule geäußert habe. Die Schule habe sozusagen ihm und seinen Truppen die Schau gestohlen.

Man ging zum Essen, das vom Koch, den der General seinen Freunden Amy und Newton ausgeliehen hatte, in hervorragender Manier vorbereitet worden war. Es gab nach einer mit Curry gewürzten Cream of Pumpkin gebratenen Truthahn ›with all the trimmings‹, ein Essen, das Helga und Carlo zum ersten Mal erlebten. Das Dinner endete mit einem herrlichen Apple Crumble mit Sahne. Der Rotwein, ein Franzose selbstredend, war vom Feinsten.

Helga fand sich bei Tisch eingerahmt von Mr. Leggitt und General Conley. Gegenüber saß Mr. Haddock, der Abgeordnete. Die Unterhaltung war lebhaft. General Conley sprach Helga als Erster an, um ihr ein Kompliment zu machen. Seine zwei Töchter gehörten in verschiedenen Klassen zu Helgas Schülerinnen. Sie hätten angefangen, mit Eifer Deutsch zu lernen und er hoffe, dass sie ihr, Helga, zumindest keine zu großen Sorgen machten. Er war ganz der besorgte Vater. Besonders begeistert hätten sie von der Teilnahme an Veranstaltungen in ihrem Programm ›Our School in the World‹ berichtet, besonders Cathy, die ältere, von dem Besuch des Restaurants. So etwas hätte sie noch nie erlebt. Helga lobte Cathy, ein stilles, sehr intelligentes Mädchen und ließ das den Vater im Einzelnen wissen.

Mr. Leggitt, auf ihrer anderen Seite, der von seiner Frau schon etliches über Helgas Hintergrund gehört hatte, erkundigte sich zunächst ausführlich nach ihren Amerikaeindrücken. Im Laufe des Gesprächs fand sie heraus, dass er, inzwischen emeritiert, Professor für Europäische Geschichte an der University of Philadelphia gewesen war und sogar die Schule kannte, an der sie ihr erstes Jahr in Amerika verbracht hatte. Das gab reichlich Gesprächsstoff, später auch über ihr Studienjahr.

Sie sahen beide auf, als Mr. Haddock plötzlich über den Tisch ihren Nachbarn zur Rechten ansprach.

»Was ist das, General, was ich gestern gehört habe, über die Sorge, dass sich Terroristen der Rote-Armee-Fraktion erneut amerikanische Militäreinrichtungen zum Ziel ausgesucht haben? Kann man darüber etwas von Ihnen erfahren oder ist das eine dieser Brandmeldungen unserer aufgeregten Journalisten? Ich las darüber etwas auf dem Flug in der Harald Tribune.«

Conley zögerte etwas mit seiner Antwort. »Interessant, dass die

Presse davon Wind bekommen hat. Bedauerlicherweise ist die Meldung richtig. Wahrscheinlich wird es die deutsche Presse morgen bringen. Die Umtriebe der Rote-Armee-Fraktion sind ja leider inzwischen an der Tagesordnung. Diese Verbrecher! Jetzt haben sie sich – ich erinnere an die Vorfälle vor ein paar Jahren – die amerikanischen Armeeeinrichtungen vorgenommen. Der deutsche Verfassungsschutz und das Bundeskriminalamt haben uns davon unterrichtet, dass wir besondere Sicherheitsmaßnahmen treffen sollten. Einzelheiten kann ich Ihnen natürlich nicht sagen. Aber wir sind vorbereitet. Vielleicht lassen sich die Leute ja auch davon abhalten, wenn sie merken, dass wir gewappnet sind. Was mich so wundert, ist, dass sich so viele junge Frauen diesen Terroristen angeschlossen haben.«

Inzwischen waren die Einzelgespräche völlig verstummt. Alle hörten Conley zu. Eine allgemeine Diskussion über die Rote-Armee-Fraktion kam auf. Herr Büssing trug mit seiner Kenntnis der Pressedokumentationen über dieses leidigste Thema der deutschen Nachkriegsgeschichte besonders bei. Die Diskussion weitete sich aus, als der Kongressmann sich danach erkundigte, ob diese doch nun schon seit Jahren anhaltenden terroristischen Akte junger Deutscher nicht so sehr gegen die deutsche Führungsschicht, sondern dezidiert gegen amerikanische Interessen – er erinnerte an das Attentat auf die Einrichtungen der US-Armee am früheren IG-Gebäude in Frankfurt – gerichtet und nur die Spitze eines Eisbergs antiamerikanischen Sentiments in Deutschland seien. Schließlich seien ja auch bestimmte Bereiche der Medien und angeblich Teile der deutschen sogenannten Intelligenz amerikakritisch.

Aber das sei doch nur ein geringer Bruchteil der Volksmeinung – bezogen auf die Medien insgesamt und bezogen auf den politisch relevanten Teil der Bevölkerung – warf Büssing ein, und der junge amerikanische Anwalt äußerte sich in gleicher Weise und berief sich auf seine Kenntnis der politischen Strömungen in der Wirtschaft. Helga machte auf den seit Jahren zunehmenden Drang junger deutscher Menschen aufmerksam, ihre Ausbildung gerade in Amerika zu erweitern, erinnerte an die vielen diesbezüglichen Initiativen wie zum Beispiel die Arbeit der Carl-Duisberg-Gesellschaft und hatte sogar ein paar Zahlen verfügbar, die auf die amerikanischen Gäste sichtbar Eindruck machten.

Danach meldete sich Mr. Leggitt zu Wort. Mit seiner ruhigen

Stimme sagte er: »Ich glaube, wir haben es hier mit verschiedenen Phänomenen zu tun. Entwicklungen wie die Rote-Armee-Fraktion, die im Extrem nicht vor Morden zurückschrecken, um ihren Ideen Nachdruck zu verleihen, gibt es in der einen oder anderen Form in allen Ländern. Bei uns gibt es heute auch entsprechende Revolten verblendeter Menschen, zwar keine mit einem der RAF vergleichbaren Ansatz, aber zum Beispiel im Terror, den Streetgangs ausüben, bei den unglaublichen Aktionen der Gegner von Abtreibungskliniken oder denen mit pseudoreligiösem Hintergrund, Beispiele wie Mason und zum Beispiel die Geschichte in Texas. Vielleicht sind sie ein Auswuchs, der in unserer Zeit Preis unserer demokratischen Verfassung und des durch sie geprägten soziozivilisatorischen Umfeldes ist.«

Historisch habe es übrigens vergleichbare Entwicklungen in fast allen Perioden und allen Regionen der Welt gegeben. Meistens lägen wohl neue Ideen solchen Extrementwicklungen zugrunde, die von außergewöhnlich, aber einseitig begabten Persönlichkeiten aufgegriffen würden, fuhr er fort. Was das Verhältnis mancher Deutschen zu Amerika und den Amerikanern angehe, so lasse sich eine kritische Haltung leicht auf zweierlei zurückführen: Der Sieger müsse immer mit Ressentiments, bei einigen der Besiegten rechnen, selbst wenn er den Besiegten wieder aufhebe und sogar seine Freundschaft antrage. Die Geschichte kenne endlose Beispiele – nicht zuletzt die europäische mittelalterliche Geschichte. Darüber hinaus glaube er persönlich, dass amerikanische Lebensart, so wie sie jedenfalls für viele auf große Distanz in Erscheinung trete und die Lebensart eines europäischen Volkes wie der Deutschen sich in manchen Dingen so deutlich unterschieden, dass der Teil der Deutschen, der in seiner eigenen Lebensart tief verwurzelt sei, daraus seine nationale Identität ableite, gegenüber einer so anderen Lebensart wie der amerikanischen Vorbehalte ableite, wobei man nicht immer nur Coca-Cola und McDonald's die Schuld geben solle. Generell meine er allerdings, dass die Amerikaner diesbezüglich weniger Vorbehalte hätten als die Deutschen, weil sie ein Immigrationsland und damit aufgewachsen seien, die Andersartigkeit der Nachbarn zu respektieren. Immerhin gebe es, er sei sich da ziemlich sicher, auch in Amerika Bevölkerungsteile, die ähnlich kritisch reagieren würden wie manche Deutsche, wenn sie sich einer massiven Präsenz von Landesfremden gegenüber sehen würden.



»Wir haben ähnliche Erscheinungen in unserer eigenen Geschichte gehabt.« Er nahm bedächtig einen Schluck Wein.

»Ausgelöst durch den Krieg und angetrieben durch die explosive Entwicklung zeitnaher Kommunikation über die ganze Welt sind wir auf dem Weg zu globalen Strukturen, wofür die UNO nur ein frühes und sehr winziges Beispiel ist. Dieser Weg geht nicht ohne weltweit wirksame Irrwege und Verwerfungen. Und dazu gehören wohl auch die Phänomene, über die wir sprechen. Sie sind trotz der Probleme und manchmal erschreckenden Ereignisse, die ihnen entspringen, nur ein letztlich nicht entscheidendes Detail. Die Gesamtentwicklung lässt sich dadurch nicht aufhalten.« Kurzes Schweigen.

Dann warf General Conley ein: »Ich folge Ihnen ganz, mein Freund, und bewundere die Präzision Ihrer Argumentation. Allerdings: Ich muss möglicherweise mit einem dieser unangenehmen Details der kurzlebigen Gegenwart fertig werden.«

Die Diskussion verlor sich wieder in Einzelgespräche. Es war nach elf Uhr, als Mrs. Leggitt auf einen kleinen Wink von General Conley nach einem Kaffee die Tafel aufhob. Conley verabschiedete sich von Helga mit ein paar freundlichen Worten. »Ich schicke einmal meinen Adjutanten, einen Captain Safer, zu Ihnen und Mrs. Leggitt. Ich könnte mir gut vorstellen, dass es bei meinen Leuten Interesse für Sprach- und Fortbildungskurse in Deutsch, Geschichte und ein paar anderen Disziplinen gibt. Man sollte prüfen, ob diese als Ergänzungen zu dem bei uns bestehenden ›Educational Programs‹ nützlich wären.«

Seine Frau bat sie um Nachricht, wenn es hinsichtlich der schulischen Leistungen der Töchter etwas zu besprechen gäbe, und sagte dazu, sie hoffe, dass man sich auch einmal bei ihnen, den Conleys, sehen würde. Ähnliches hörten sie und Carlo ebenfalls von den anderen.

Besonders warm war der Abschied von den Leggitts. »Hoffentlich sehen wir Sie bald einmal wieder bei uns. Ich habe mich glänzend mit Ihnen unterhalten«, merkte Mr. Leggitt an, als sie sich von den Gastgebern verabschiedeten.

Auf dem Parkplatz standen sie einen Moment mit den Büssings zusammen und redeten über das Essen und den Abend. Frau Büssing wandte sich an Helga. »Mein Mann hat mir viel von Ihrem Mann und von Ihnen erzählt. Ihr Mann ist seit etwa einem Jahr auch bei der Dechem. Wir würden Sie gern etwas näher kennenlernen und möchten

Sie zu uns einladen. Können wir darüber in den nächsten Tagen nicht einmal telefonieren?« Und so wurde es verabredet.

»Du hast nicht viel gesprochen, Carlo«, räumte Helga ein, als sie durch die Nacht nach Hause fuhren. »Hast du dich gelangweilt?«

»Nein, ganz im Gegenteil. Ich saß, wie du weißt, zwischen Mrs. Evans, der Frau des Colonels, und dem jungen Anwalt, und fand Mrs. Evans sehr unterhaltsam. Die Leute sind wahrlich weit in der Welt herumgekommen. Wir deutschen Landpomeranzen können davon nur träumen. Und Henry, er bestand darauf, dass ich ihn beim Vornamen nenne, wie das ja wohl üblich ist, war glänzend aufgelegt und unterhielt mich mit Geschichten aus New York, wo seine Sozietät ihr Hauptquartier hat, und von seiner Studienzeit in Harvard. Um Einladungen brauchen wir uns nach diesem Abend keine Sorge mehr zu machen. Wir haben nun den sogenannten gesellschaftlichen Zugang gefunden. Und wenn man einmal Zugang gefunden hat, dann entwickelt sich das wie von selbst. Pass nur auf, in ein paar Monaten kann uns das leicht zu viel werden. Ich freue mich vor allem, dass es dir offenbar gut gefallen hat und dass du so lebhaft an der Diskussion teilgenommen hast. Du hattest mit den beiden ›Seniors‹ des Abends aber auch einen besonderen Ehrenplatz, den du dir übrigens redlich verdient hast. Du bist doch die Beste.« Sie drückte seinen Arm.

### 3.

Helga hatte einen ihrer freien Tage in der Woche. Donnerstags hatte sie weder Klassen noch Projektarbeit. Sie widmete sich ihrem Sohn, ging mit ihm spazieren, machte notwendige Einkäufe oder erledigte Arbeiten im Haus, zu denen sie an anderen Tagen nicht kam. Dazu gehörte unter anderem ein wöchentlicher Anruf bei ihrer Mutter, die sich auf diese regelmäßige Aussprache mit ihrer Tochter immer sehr freute. Irmgard hatte an diesem Tag normalerweise frei, kam aber doch, wenn irgendetwas Besonderes anstand.

Helga hatte Jörg gerade gefüttert und hingelegt, als es klingelte. Sie öffnete die Haustür und sah vor sich einen großen, schlanken Mann in Jeans und abgenutzter Bomberjacke, mit ungeordneten dunklen Haaren, der sie angrinste und ihr die Hand entgegenstreckte. »Hallo, Helga, wie geht's?«

Sie streckte automatisch ihre Hand aus und schaute verblüfft in das Gesicht des Mannes. Erst langsam ging ihr ein Licht auf.

»Joachim! Ich werd verrückt. Wo kommst du denn her? Komm rein! Wie schön, dich nach so langer Zeit einmal wiederzusehen.«

»Danke, ich bin allerdings nicht allein.«

Hinter der Tür trat eine junge Frau mit blondem Bubikopf und ebenmäßigen, aber etwas scharfen Zügen hervor, die ebenfalls Jeans trug und darüber eine taillierte grüne Windjacke, die ihr recht gut stand, wie Helga mit einem Blick feststellte.

»Das ist Petra, eine Freundin von mir.« Er offerierte keinen Nachnamen.

Helga sagte deshalb nur: »Guten Tag, Petra, willkommen. Kommen Sie bitte herein.«

Sie öffnete die Tür weit und brachte ihre Besucher zur Wohnecke, wo sie ihre Jacken über einen Stuhl legten und sich setzten.

Sie bot Kaffee an, kochte eine Kanne und fragte, ob sie ein Brot essen wollten, was Joachim mit einem zögerlichen: »Ja, bitte, wir haben heute Morgen leider noch nichts gegessen« beantwortete.

Sie stellte also Brot, Butter, Wurst und Käse hin und setzte sich zu ihnen.

»Wie viele Jahre ist es denn jetzt her, dass wir uns zuletzt gesehen haben, Joachim? Wir trafen uns, soviel ich erinnere, einmal kurz nach dem schönen Examensabschlussabend, und plötzlich warst du verschwunden, auch von der Uni. Was ist denn inzwischen geschehen?«

»Ach, es ist inzwischen viel Wasser den Rhein hinuntergeflossen. Natürlich erinnere ich mich gut an den Abend im Astoria. Kannst du eigentlich immer noch so gut tanzen?« Er wandte sich an Petra. »Sie tanzte wirklich gut. Ich war grässlich verschossen in sie, aber seit dem Abend hat sie einen anderen mir vorgezogen. Stimmt's, Helga? Du bist jetzt mit dem Maurer verheiratet, wie ich gehört habe.«

»Richtig, ja. Und wir haben einen süßen Sohn, der jetzt allerdings schläft.«

Petra hatte nur mit der Achsel gezuckt, ihren Kaffee geschlürft und sich ein dickes Butterbrot gemacht, das sie mit Appetit, fast mit Heißhunger verzehrte.

Helga fragte derweil weiter: »Hast du denn damals keinen germanistischen Abschluss gemacht? Ich habe später mal mit den anderen über dich gesprochen, zum Beispiel mit Albert und Ellen, seltsamer-

weise wusste keiner, wo ich dich auftreiben könnte. Erzähl mal.«

»Da ist nicht viel zu erzählen. Ich musste das Studium aus familiären Gründen abbrechen und in Familienangelegenheiten aushelfen. Dazu war ich eine Weile im Ausland, was einem ja keineswegs schadet, wie du ja selbst weißt. Du warst doch in Amerika, nicht wahr?«

»Ja, während meiner Schulzeit und am Anfang des Studiums, danach nicht mehr. Carlo, mein Mann, muss häufiger nach London oder Paris.«

»Ich habe versucht, dich am Gymnasium in Weinheim aufzuspüren. Dort hat man mir gesagt, dass du inzwischen hier an der Internationalen Schule der Amerikaner einen guten Job hast. Ich wollte dich so gern einmal wiedersehen. Kommst du mit den Amerikanern gut zurecht – ich meine natürlich die Schüler wie die Lehrer?«

Helga erzählte ihm etwas über die Schule, erwähnte, dass die Zusammenarbeit dort sehr gut sei, berichtete, als Joachim interessiert darauf einging, über den kürzlichen Besuch des Botschafters und dass sie etliche Amerikaner getroffen habe, unter anderem sogar General Conley. Sie sagte das mit einem gewissen Stolz. Die Frage, ob sie denn dort beim Militär auch Zugang habe, zum Beispiel Unterricht gebe, verneinte sie, es sei zwar darüber gesprochen worden, bisher sei nichts daraus geworden.

Joachim lenkte, während er aß, das Gespräch auf andere Themen, fragte nach den anderen Freunden aus der Studienzeit und machte Helga Komplimente über ihr Aussehen und ihre Wohnung, fragte nach Carlo und seinem Job. Während der ganzen Unterhaltung sprach Petra kein Wort, hörte nur aufmerksam zu.

Als die beiden Gäste mit dem Essen fertig waren, fragte Joachim ziemlich unvermittelt, ob Helga und Carlo wohl ein Gästezimmer frei hätten, in dem Petra und er für ein paar Tage bleiben könnten oder ob sie, Helga, Bekannte habe, die ihnen vielleicht Unterschlupf gewähren könnten. Sie seien gerade aus dem Ausland zurückgekommen, das Geld sei knapp und sie hätten noch keine feste Bleibe, wollten sich aber demnächst in der Gegend von Heidelberg ansiedeln. Helga verneinte. Das schien Joachim nicht weiter zu stören. Er zuckte nur die Achseln. Es gab nun Helga Gelegenheit zu fragen, was sie denn zurzeit machten. Joachim erzählte ihr etwas von einer internationalen Organisation, die der UNO nahestehe, für die sie Daten sammelten.

Er stand auf, wandte sich Petra zu und sagte: »Ich glaube, wir

müssen jetzt gehen« und zu Helga: »Wir haben dich schon zu lange aufgehalten. Ich freue mich, dass es dir so gut geht. Dein Mann ist ein Glückspilz. Vielen Dank für das Frühstück!« An der Tür witzelte er: »Auf Wiedersehen, Helga, du willst mir wahrscheinlich keinen Kuss zum Abschied geben wie früher. Kann ich verstehen. Vielleicht sehen wir uns ja einmal wieder.«

Petra verabschiedete sich mit einem etwas gehässigen Gesichtsausdruck, wie Helga fand und folgte Joachim, ohne Helga die Hand zu geben. Helga schloss die Tür und lehnte sich dagegen. Sie war froh, dass ihr Besuch gegangen war, ohne recht zu wissen, warum.

Sie erzählte die ganze Geschichte abends Carlo, der die Stirn runzelte. »Das ist in der Tat eine merkwürdige Story. Ich möchte wirklich wissen, was dahintersteckt. Natürlich erinnere ich mich an Joachim von dem Festabend, an dem ich dich kennenlernte. Er machte damals eigentlich den Eindruck eines fröhlichen, vielleicht etwas sorglosen Studenten, den ich sofort um seine hübsche Tischdame beneidet habe. Außerdem darum, dass er gut tanzen konnte, was mir völlig abging und was ich, wie du weißt, bis heute nicht zu deiner vollen Zufriedenheit gelernt habe. Aber ich habe ihn nicht richtig kennengelernt und könnte über ihn nichts sagen. Indes diese Geschichte, hm ... Die beiden sind ja abgezogen. Du hast außer einer Brotzeit nichts verloren. Ich glaube, wir lassen es dabei bewenden.«

Helga meinte: »Wir können ja auch gar nichts anderes tun.«

Am folgenden Tag nachmittags, als sie gerade nach Hause gekommen war und ihren Mantel ausgezogen hatte, klingelte es erneut an der Wohnungstür. Als sie aufmachte, standen zwei Männer in Trenchcoats davor. Der ältere lüftete seinen Hut und stellte sich als Roland Schütz vor und fragte, ob sie Frau Maurer sei. Als sie das bejahte, zog er einen Ausweis heraus und sagte, sie seien von einer Bundesbehörde und würden sie gern einmal sprechen, ob sie hereinkommen dürften. Sie ließ sich den Ausweis geben und stellte fest, dass er vom Bundesverfassungsschutz ausgestellt war. Das ließ sie etwas zusammenzucken und erschreckt aufblicken.

»Bitte machen Sie sich keine Sorgen, Frau Maurer. Wir haben nur ein paar Fragen an Sie, die weder Sie noch Ihren Mann betreffen.«

»Ja bitte, kommen Sie doch herein. Aber ich würde gern meinen Mann anrufen und ihn von Ihrem Besuch unterrichten.«

»Kein Problem. Ich bin durchaus bereit, mit ihm zu sprechen.«

Irmgard stand im Zimmer mit Jörg auf dem Arm. »Geh mit dem Kleinen derweil bitte in die Küche, Irmgard«, wies sie ihre Hilfe an.

Sie wählte Carlos direkte Nummer und hörte unmittelbar seine dunkle ruhige Stimme: »Maurer.«

»Hallo, Schatz, entschuldige bitte, wenn ich stören sollte. Hier ist ein Herr Schütz mit einem Herrn in seiner Begleitung. Sie haben sich als Mitglied des Verfassungsschutzes ausgewiesen und wollen mir ein paar Fragen stellen. Ich weiß nicht, worum es sich handelt. Ich möchte, dass du zunächst mit ihnen sprichst. Ist das möglich?«

Sie hörte kurz zu und gab den Hörer weiter an den Beamten. Der stellte sich kurz vor und sagte ins Telefon: »Sie oder richtiger Ihre Frau haben, wie wir wissen, hier in der Wohnung gestern Besuch von einem Mann und einer Frau gehabt, die für ungefähr eine Stunde bei Ihnen waren. Wir würden Ihnen und Ihrer Frau gern ein paar Fragen über diesen Besuch stellen.«

Er hörte zu, was Carlo fragte und sprach dann weiter: »Ich kann Ihnen so viel sagen, dass die junge Frau möglicherweise von einer anderen Bundesstelle gesucht wird und wir uns um ihre Identifizierung bemühen.«

Er hörte erneut etwas länger zu. »So, so, somit brauchen wir Sie ja nicht weiter zu bemühen. Wenn Sie nur Ihrer Frau ausrichten wollen, dass Sie uns die Einzelheiten des Besuchs gestern berichtet. Wir werden sie nicht länger als 10 bis 15 Minuten belästigen. Vielen Dank.« Er reichte den Hörer an Helga zurück.

»Helga, mach dir keine Sorgen. Erzähle den Herren nur von dem Besuch, wie du ihn mir gestern Abend geschildert hast. Wenn sich Schwierigkeiten ergeben, ruf mich an. Vielleicht ist es gut, wenn du Irmgard bittest, bei dem Gespräch dabei zu sein. Die Herren haben dagegen keine Einwände. Tschüss, mein Liebes. Ruf mich nachher an.«

Helga bot den Herren Stühle am Esstisch an, holte Irmgard herein und platzierte sie in die Ecke mit dem Sofa und setzte sich zu den beiden Beamten. Der jüngere hatte ein Notizbuch auf den Tisch gelegt. Als Herr Schütz sie fragend anblickte, erzählte Helga die Geschichte so, wie sie sie Carlo berichtet hatte, gab ungefragt Joachims Namen preis und die Einzelheiten ihrer Bekanntschaft mit ihm. Da sie nur Petras Vornamen kannte, beschrieb sie auf nähere Nachfrage deren

Äußeres und ihre Kleidung. Der jüngere Beamte machte sich eifrig Notizen. Herr Schütz stellte ein paar zusätzliche Fragen, insbesondere wollte er genau wissen, was Joachim über seine Beschäftigung und über seine Reisen ins Ausland berichtet hatte, und was sie, Helga, über ihre Verbindung zu den Amerikanern erzählt habe. Helga beantwortete alle Fragen, allerdings zunehmend irritiert, als diese Fragen sich wiederholten und sie den Eindruck gewann, der Beamte glaube ihr nicht oder wolle sie testen.

»Seien Sie bitte nicht beunruhigt, Frau Maurer. Das ist unsere Art zu prüfen, ob wir den genauen Hergang einer Situation erfasst haben. Die Erinnerung ist eine eigentümliche Sache, insbesondere wenn man sich an Dinge erinnern soll, denen man keine große Bedeutung zugemessen hat. Ich könnte Ihnen da merkwürdige Dinge erzählen. Allerdings habe ich nicht die Zeit dazu. Ich habe durchaus den Eindruck, dass Sie uns alles berichtet haben, was für uns von Bedeutung ist. Wir danken Ihnen für Ihre Zeit und hoffen, dass wir Sie nicht mehr belästigen müssen.«

Er und sein Mitarbeiter erhoben sich und verließen die Wohnung mit nochmaligem Gruß.

»Wer war das denn?«, fragte Irmgard und kam mit dem Kind aus ihrer Ecke.

»Ach, das waren Leute, die sich nach einem Besuch erkundigten, den ich gestern hatte, als du nicht da warst. So eine Art Polizei. Offensichtlich hat sich alles aufgeklärt und du brauchst dir keine Sorgen zu machen.« Irmgard schüttelte verwundert den Kopf.

Zwei Wochen später brachte Carlo eine Zeitung mit und zeigte Helga einen kurzen Artikel, in dem von der Verhaftung einer jungen Frau die Rede war, die angeblich zum Kern der in dritter Generation wiedererstandenen RAF, der vielbesprochenen Terroristengruppe, gehöre. Die Verhaftung sei im Zusammenhang mit geplanten Anschlägen der RAF gegen Einrichtungen der US-Streitkräfte in Baden-Württemberg erfolgt, hieß es. Ein Bild war beigelegt.

»Um Gottes willen, das ist ja Petra!«, rief Helga, als sie das Bild sah. Von Joachim war in dem Artikel nicht die Rede. Sie hörten von ihm nie mehr.

#### 4.

Carlos berufliche Inanspruchnahme wuchs sprunghaft. Neben seinen Planungsaufgaben, die ihn zunehmend in die Werke im Inland und zu Tochtergesellschaften im Ausland führten, hatte Wagner ihm wegen seines inzwischen hervorragenden Überblicks über die finanziellen Verhältnisse des Unternehmens und seiner guten Kommunikationsfähigkeiten gegen Mitte des neuen Jahres den Aufbau eines zweiten Ressorts übertragen, das sich Investor-Relations nannte.

Er war eines Abends im Mai etwas früher als sonst nach Hause gekommen, hatte seine Sachen weggelegt, Helga aufs Sofa gezogen und gesagt: »Ich hab dir was zu erzählen.«

»Ist was passiert?«, hatte sie etwas beunruhigt gefragt.

»Heute rief mich Wagner zu sich und empfing mich mit den Worten, er habe mir da was Neues eingebracht. Seit einiger Zeit beschäftige er sich mit dem Gedanken, dass man nicht nur die Beziehungen zu den großen Aktionären, zum Beispiel großen Vermögensverwaltungen und institutionellen Anlegern – das sind zum Beispiel Fonds und Versicherungen – intensivieren, sondern auch aktiv potenzielle neue Investoren an Aktien und Schuldverschreibungen der Gesellschaft interessieren müsse. Die Leute, die uns finanzierten, müssten sich gut informiert fühlen, um uns nicht im Stich zu lassen, wenn wir sie brauchen. Man dürfe diese Information nicht nur der Wirtschaftspresse und den Banken überlassen, sondern müsse aktiv selbst dafür sorgen. Er habe das mit dem Vorstand besprochen und dafür grünes Licht erhalten. Inzwischen habe er sich bei einem befreundeten Finanzchef in München, der eine solche Position vor zwei Jahren eingeführt habe, informiert und sehr viel Positives erfahren. Und da Dr. Glaube und er seine, Carlos, Kommunikationsfähigkeiten schätzten, die er ja nun über bald eineinhalb Jahre besonders in den Analystentreffen und bei großen Aktionären bewiesen habe, wollten sie mir diesen Job anbieten. Was ich denn dazu meine.

Ich habe selbstverständlich auf die Belastung mit der bisherigen Arbeit, die notwendige Reisetätigkeit und besonders darauf hingewiesen, dass Planung und dieses neue Metier bei näherer Betrachtung doch zwei ziemlich unterschiedliche Aufgaben seien.

Immerhin habe sich doch erwiesen, dass seine Arbeit im Planungsbereich für die Kommunikationsaufgaben zum Nutzen der Unterneh-



mensfinanzierung eine wichtige Grundlage gewesen sei, habe Wagner gemeint. Sie wollten natürlich nicht, dass die Planung in Zukunft zu kurz komme, und gesagt: »Wir sehen ein, dass Sie Hilfe brauchen. Sie sollen sich für beide Bereiche einen für Ihre Vertretung qualifizierten Mitarbeiter suchen sowie einen Zuarbeiter. Es ist sicherlich viel zu tun, besonders in der Aufbauphase. Also: Wenn Sie sich das vorstellen können, würde ich mit Ihnen zu Dr. Glaube gehen, denn der würde das gern auch von Ihnen hören.«

Ich fühlte mich fast ein bisschen überrollt. Aber inzwischen weiß ich ja schon: Wenn die Leute oben sich etwas ausgedacht haben, muss das ziemlich plötzlich durchgeführt werden. Ich habe deshalb Ja gesagt, zumal Wagner andeutete, dass mit dem Job hier« – er klopfte auf das Portemonnaie in der Gesäßtasche – »etwas verbunden sei.

Wir gingen zu Dr. Glaube, der betonte, dass diese neue Sache ein dringliches Anliegen des Vorstands sei und dass sie volles Vertrauen hätten, dass ich das voranbringen könne, und so weiter. Im Übrigen könne man je nach Entwicklung später immer noch über eine Trennung der beiden Bereiche nachdenken. Schließlich rückte er damit heraus, dass man mir in meiner neuen Position auch nach außen den Status geben müsse, der mit einer solchen Repräsentationspflicht für das Unternehmen verbunden sei. Ich würde den Titel eines stellvertretenden Direktors und nach innen Handlungsvollmacht erhalten. Das heißt, ich darf in meinem Geschäftsbereich für die Firma rechts zeichnen. Das Schönste ist natürlich, dass man mein Gehalt für zwei Jobs zwar nicht verdoppelt, sondern dass ich etwa ein Drittel mehr bekomme. Ist das nicht ein warmer Regen, Schatz?«

Helga hatte ihm zunehmend atemlos zugehört. »Das ist ja einfach fabelhaft, Liebster«, hatte sie gejubelt. »Um Gottes willen, was willst du denn mit so viel Geld anfangen?«

»Daran werden wir uns schnell genug gewöhnen. Und ist das nicht herrlich, insbesondere wenn du deinen Job an den Nagel hängst und es mir überlässt, für die Brötchen zu sorgen?«

»Nichts überstürzen, mein Lieber. Ich finde es ja rührend, dass du an mich dabei zuerst denkst. Aber lass uns diese Frage langsam angehen. Zurzeit habe ich gar keine Lust, mich von Schule und Tätigkeit draußen in der sogenannten feindlichen Welt zurückzuziehen. Kannst du dir das überhaupt vorstellen?«